Nr. 2 — Jahrgang 18 | Einzelnummer 0,20 Zl. | Sonntag, den 3. Januar 1932

Volkswille

zugleich **Volksstimme** für Bielitz

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0,12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0,15 Zlp. Anzeigen unter Text 0,60 Zlp. von außerhalb 0,80 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Geschäftsstelle der „Volksstimme" Bielsko, Republikanska Nr. 41 — Telefon Nr. 1294

Organ der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei in Polen

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 15. 1. cr. 1,65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 200174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Einigung zwischen England und Frankreich

Keine Lösungsmöglichkeit auf der kommenden Konferenz — Lausanne als Tagungsort — Englische Befürchtungen — Frankreichs Widerstand

London. Die Londoner Presse beschäftigt sich ausführlich mit der Wendung in der englischen Reparationspolitik. Die „Times" betont, daß angesichts der ablehnenden Haltung Amerikas die europäischen Mächte schleunigst eine Lösung der Teilfrage der Reparationen anstreben müßten. Deutschland brauche zur Wiedergewinnung seiner Zahlungsfähigkeit eine Atempause und Sicherheiten gegen eine Wiederholung der Krise. Ein Zahlungsaufschub allein könne dies nicht erreichen, sondern verschlechtere die Lage Europas. Deshalb müsse Lausanne mehr als eine Zwischenlösung bringen. Voraussetzung hierfür sei erstens ein angemessener Zahlungsaufschub und gleichzeitig eine Herabsetzung der deutschen Verpflichtungen auf eine Höhe, die keinen Zweifel darüber lasse, daß sie von Deutschland ohne Gefahr für seine Währung erfüllt werden könne.

Ein festes Abkommen zwischen den europäischen Mächten könne auch zu einer Meinungsänderung in Amerika führen, wo der Kongreß dann erkennen müsse, daß die Zahlungsfähigkeit der Schuldner Amerikas von der Deutschlands abhänge. „Daily Telegraph" sagt, Deutschlands Hoffnungen auf eine endgültige Regelung seien an der starren Haltung Frankreichs zerschmettert. „Financial News" bezeichnet die englisch-französische Lösung als die illusorischste, die man sich denken könne. Sie sei eine völlige Kapitulation Englands vor Frankreich und verlängere nur die Qual der Welt. Die englische Regierung müsse auf der Konferenz eine eigene Politik verfolgen, deren mögliche Grundlage sein könne, die deutschen Reparationen auf 400 bis 500 Millionen Goldmark festzusetzen, die Deutschland leicht zahlen könne.

Der arbeiterparteiliche „Daily Herald" fürchtet, daß die jetzige Politik letzten Endes zu einer Verweigerung der Schuldenzahlungen nach bolschewistischem Muster führen müsse. Eine große Gelegenheit sei wieder einmal verpaßt.

Alle Staaten mit Lausanne als Tagungsort einverstanden

London. Sämtliche Staaten, an die sich England wegen der Einberufung der Reparationskonferenz gewandt hat, haben nunmehr Lausanne als Tagungsort zugestimmt. Mit Ausnahme von Frankreich haben sich alle Staaten mit dem 18. Januar als Eröffnungstermin einverstanden erklärt. Im Foreign Office ist hierauf die Note an die Schweizer Regierung fertiggestellt worden, in der diese gebeten wird, die Einladungen zu der Lausanner Tagung zu versenden. Die englische Regierung hat die Schwierigkeit des Eröffnungstermins dadurch umgangen, daß sie die Zeit um den 18. Januar herum vorschlägt. Diese Fassung läßt die Möglichkeit offen, daß den französischen Wünschen doch noch Rechnung getragen wird. Man glaubt in diplomatischen Kreisen Londons, daß man sich auf den 20. oder 21. Januar einigen wird.

„Die entschlossene Haltung des Reiches"

„Paris Soir" über die Hindenburgrede.

Paris. Zu der Rundfunkrede des Reichspräsidenten betont „Paris Soir", daß der außergewöhnlich entschlossene Ton dieser Ausführungen umso bemerkenswerter sei, als man am Vorabend von zwei wichtigen Konferenzen stehe. Noch diemals habe Deutschland mit solcher Sicherheit erklärt, daß es sich endgültig von den Verpflichtungen befreien wolle, die man ihm seit 1919 auferlegt habe. Die entschlossene Haltung des Reiches und die Ermutigungen, die es vom Auslande erhalte, müßten in Frankreich mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt werden.

Warschau—Moskau—Bukarest

Eine Kette von Nichtangriffspakten.

Der Vormarsch der „Weltrevolution" ist eingestellt. Aus der agitatorischen Phrase der Kremlmachthaber steigt die reale Wirklichkeit hervor, die Politik den gegebenen Verhältnissen der kapitalistischen Umwelt anzupassen. Aus der kommunistischen Umsturzwelle, die das Proletariat aller Länder, unter Führung Rußlands, an die Macht bringen sollte, wird ein bürgerlicher Friedensbrei, Moskau anerkennt die Tatsachen und schließt mit den Vertretern der Bourgeoisie Friedenspakte, womit die kapitalistische Welt ihre wirklichen Eroberungsziele zu verschleiern versucht und der Völkerbund alle diese Schliche der Geheimdiplomatie deckt, bis er eines Tages vor vollendete Tatsachen gestellt wird und seine Ueberflüssigkeit oder seine Unfähigkeit trotz aller „Friedensversicherungen" vor der Welt erweisen muß. So geschah es gegenüber England, so gegenüber Italien und zuletzt ein Fiasko in der mandschurischen Frage. Rußland stand in all diesen Fragen der Weltpolitik abseits, machte manche „Friedensbestrebungen" mit, unterzeichnete den Kelloggpakt, vergaß aber nie zu unterstreichen, daß es all diesem kapitalistischen Quatsch keine Bedeutung beimesse, nur die Weltrevolution werde vollendete Tatsachen schaffen, der Welt wirklichen Frieden bringen.

Aber dieser Weltrevolution seien die Nachbarn, insbesondere Polen und Rumänien, hinderlich, die eine Einkreisung Rußlands betreiben, den einzigen „Arbeiterstaat" der Welt vernichten wollen. Der beste Bundesgenosse Rußlands war Deutschland, als es mit englisch-amerikanischer Hilfe Rußland Kredite verschaffte und den Grund zum „Fünfjahrplan" schuf. Die Fortschritte im Fünfjahrplan machten immer neue Kredite erforderlich, die Produktion aus diesem Plan reicht nicht aus, da sie zu Dumpingpreisen abgegeben wird, um die nötigen Kredite zu verschaffen, und das Gesicht der Sowjetunion bekam eine Aenderung, man mußte nach neuen Quellen suchen. War es zunächst England, das Rußland friedlich durchdringen wollte, so ist es jetzt Frankreich, an das die Russen freundlichen Anschluß suchen. England wird nach wie vor gemieden, weil seine Aktion gegen die russische Handelsdelegation noch nicht vergessen ist. Frankreich aber hat ein Interesse daran, mit Rußland Halbpart zu werden, hofft es doch noch immer, wenn der Staatskapitalismus siegt, daß die Sowjets die Zarenschulden, die Milliarden Franken erreichen, einmal anerkennen werden, man muß ihnen aber vorher Kredite geben. Frankreich hat nun mit Rußland einen Nichtangriffspakt bereits so gut wie abgeschlossen, unterzeichnet wird er erst, wenn man auch mit Rumänien und Polen einig wird.

Diese Freundschaft ist nun einmal Frankreich seinen Ostfreunden schuldig. Seit Jahren wird um einen solchen Nichtangriffspakt zwischen Warschau und Moskau verhandelt, immer ist er daran gescheitert, daß die Kremlmachthaber die deutsch-polnische Grenzziehung nicht garantieren wollen und weil Polen ein Militärbündnis mit Rumänien besitzt, welches sich nur gegen Rußland richten kann, so kamen diese Nichtangriffsverhandlungen nicht vorwärts, sie wurden immer jäh unterbrochen, wenn es vor der Unterzeichnung war. War, war es eigentlich nie, aber da man jetzt Kredite braucht, die Hitlerbewegung in Deutschland ein innigeres Bündnis mit den Sowjets nicht mehr praktisch erscheint, so hat man Frankreich aktiv gestaltet, welches nun seinerseits bei seinen Freunden in Bukarest und Warschau die nötigen Wünsche äußert, um zu den Nichtangriffspakten mit Rußlands zu kommen. Und französischen Interessen müssen sich die Herren in Warschau und Bukarest schon gefügiger zeigen, als den Moskauern, die eben nichts zu vergeben haben, wie wertlose Verträge, aber Paris hat Geld und kann sowohl Moskau, als auch den Brüdern in Polen und Rumänien helfen. Und wer wollte bestreiten, daß sie gemeinsam dieser Hilfe benötigen. Aber in Paris geht man weiter, nachdem man im Osten und auch letzthin im Baltikum ein wenig finanziell nachgeholfen hat, auch Estland und Lettland, ja sogar Litauen sollen in den „Ostfriedensbund" mit Rußland einbezogen werden, Frankreich gibt das Geld und den Segen und Rußland gibt statt der weltrevolutionären Bewegung eine Stillhalteaktion in Form der Nichtangriffspakte für alle die sie wollen, wenigstens der Form nach, wird der Friede gesichert.

Bisher war Pilsudski in den Augen der Kremlherren jenes Element, das Rußland am meisten gefährdet, ein

Zugespitzte Lage in Indien

Gandhi von der Antwort des Vizekönigs unbefriedigt

Bombay. Der Vizekönig hat in seinem Antwortbriefe auf das Ultimatum Gandhis mitgeteilt, daß er grundsätzlich zu einer Unterredung bereit sei, jedoch keine Erörterung der neuesten Antiterrormaßnahmen wünsche. Gandhi erwiderte auf das Schreiben, er betrachte die Antwort des Vizekönigs als unbefriedigt und als Zurückweisung seines Vorschlages. Er wiederholt dann seine Bitte um eine bedingungslose Unterredung.

In maßgebenden Bombayer Kreisen wird der Erlaß einer Antiterrorverordnung für die nächsten Tage erwartet, die die Verhaftung wichtiger Kongreßführer, möglicherweise auch Gandhis, vorsehen soll. In einer Versammlung erklärte Gandhi, daß er nur noch einige Tage Freiheit vor sich habe.

Der Kongreß hat noch am Freitag abend eine Entschließung gefaßt, in der die Weltstaaten aufgefordert werden, der indischen Lage ihre Aufmerksamkeit zu schenken und zugunsten Indiens einzugreifen.

Eine Neujahrserklärung des Senators Borah

Kopenhagen. „Politicen" bringt Aeußerungen verschiedener hervorragender Politiker zum Neujahrstag. Senator Borah äußerte sich folgendermaßen: Ich persönlich bin der Auffassung, daß die europäischen Fragen nicht gelöst werden können, solange nicht die Bestimmungen des Versailler Friedensvertrages modifiziert und die Kriegsschulden herabgesetzt worden sind. Der Friede, der jetzt herrscht, ist auf Waffenmacht basiert.

Eine Rüstungsverminderung in Europa ist undenkbar,

solange es Gefahrenmomente der Grenzziehung, das zerstückelte Ungarn und die russische Drohung gibt, die sogar in 5000 Seemeilen entfernt liegenden Staaten Angst hervorgerufen hat und den Umstand bedingt, daß die Vereinigten Staaten es bisher unterlassen haben, Sowjetrußland anzuerkennen. Die Vereinigten Staaten von Amerika sind nicht im Stande, die Krise ohne eine Zusammenarbeit mit Europa zu überwinden. Wir sind in wirtschaftlicher Hinsicht eng miteinander verbunden.

Neuer Religionskampf in Mexiko?

Mexiko. Erzbischof Pascual Diaz erließ eine Verordnung, in der die Priester und die Bevölkerung zu friedlichem Widerstand gegen das neue Gesetz aufgefordert werden, wonach die Zahl der Priester so herabgesetzt werden soll, daß auf 50 000 Seelen ein Geistlicher kommt. In Mexiko-Stadt müßten dementsprechend 219 von 244 Kirchen schließen. Es wird befürchtet, daß hierdurch der Religionskampf und der Bürgerkrieg erneut aufflammen.



Zum 10. Todestag des Südpolarforschers Shackleton

Sir Ernest Henry Shackleton, der heldenhafte Erforscher des Südpolargebiets und Teilnehmer der tragischen Expedition des Kapitän Scott, starb vor 10 Jahren, am 5. Jan. 1922. Shackleton hat nach der Rückkehr von der Scott-Expedition selber noch mehrfach Reisen in das Südpolgebiet unternommen und dabei 1909 den magnetischen Südpol entdeckt.

Schutzherr auch der Rumänen, die ihm sogar die Generalstabsführung in einem eventuell kommenden Kriege anvertraut haben. Und Rußland hat so nebenbei eine kleine Rechnung mit den Rumänen zu begleichen, das ist die Frage Bessarabiens, welche nach Moskaus Meinung durch Bukarest okkupiert worden ist und aufdiese Kornkammer Europas wollen die Sowjetherren nie verzichten. Polen war der Feind Rußlands, wenn es schon selbst keine Aspirationen an die Sowjets hat, schon deshalb, weil es die bisherigen Grenzen Rumäniens in seinem Militärbündnis garantiert hat. Rußland wird diese rumänische Grenzen nie garantieren und nun überrascht die Kunde, daß unter irgendwelchen Einflüssen man sich auch in Bukarest entschlossen hat, den Sowjets Vorschläge zum Abschluß eines Nichtangriffspaktes zu unterbreiten. Noch vor wenigen Tagen sagte Stalin gegenüber einem deutschen Befrager, daß Rußland die Grenzen Polens nicht garantieren können. Es hat auf Bessarabien nicht verzichtet, betrachtet dieses Gebiet nur als zwangsläufige Okkupation durch die Rumänen und soll nun doch einen Nichtangriffspakt schaffen. Paris treibt hier ein gewaltiges Spiel, denn es will mit der Freundschaft Rußlands, nicht nur gegen Deutschland ausspielen, aber vermöge seiner finanziellen Allmacht im Augenblick, faktisch die Hegemonie sich über Europa sichern.

Die Sowjetherren waren nur mit Skrupeln belastet, wenn es galt, sich Vorteile zu verschaffen. Die sozialistische Ideologie ist für den Hausgebrauch, und wo Geld erforderlich ist, da muß die zehntausendmal verseuchte Bourgeoisie mit ihren Mitteln heran, um den sozialistischen Aufbau gegen bürgerliche Zusicherungen hergeben. Niemand wird den Kremlherren daraus einen Vorwurf machen, sie erweisen sich als würdige Schüler jener Diplomatie, die ewig „Frieden" schafft und immer neue Kriege verursacht. Aber es ist immerhin interessant, das Netz der diplomatischen Geheimnisse ein wenig zu lüften, um die Fratze des politischen Betrugs deutlicher zu erkennen. Wo es um die Sicherung der eigenen Hegenomie geht, da ist der französischen Bourgeoisie kein Mittel zu schlecht, um sich die Rückversicherung der Sowjets, gegenüber Deutschland, garantieren zu lassen, um Reparationen zu erhalten, kann man selbst den Sowjets Kredite verschaffen, nicht direkt, aber in anderer Form, und man zieht schließlich doch die Gewinne. Die nächsten Wochen werden zeigen, was aus den vielen Freundschaftspakten, ohne daß die vorhandenen Gegensätze bereinigt sind, werden wird. Rußland für seinen Teil schließt sie gewiß ab, aber ob sie sich nicht alle eines schönen Tages als ein Schaumgebilde erweisen werden, darüber darf man erst urteilen, wenn ihr Inhalt bekannt sein wird. Sollte sie sogar der Völkerbund als Garant annehmen, denn eine schöne Geste muß immer dabei sein, so ist ihre Wertlosigkeit so sicher, wie die „ewig" geschlossenen Friedensverträge, die sich zu Kriegsverträgen in Permanenz verändern, just im Augenblick, wo die Unterschrift unter sie gesetzt wurde. Soviel werden die neuen Nichtangriffspakte wert sein, wenn nicht die gesamte weltpolitische Gestaltung geändert wird und die Hauptschwierigkeiten, die sie verdunkelt bereinigen werden.

Die Kremlherren aber können für sich in Anspruch nehmen, daß sie noch gerissener sind, als die bürgerliche Geheimdiplomatie, die sich einbildet, durch geschickte Intrigen die Sowjets einzupacken, dabei aber selbst aufs Glatteis geführt wird. —ll.

Das neue australische Kabinett

Gamberra. Am Donnerstag ist das neue australische Kabinett gebildet worden. Die wichtigsten Posten sind wie folgt besetzt worden:

Ministerpräsident und Finanzminister: Lyons,
Generalstaatsanwalt: Latham,
Verteidigung: Pearce,
Zollwesen: Gulleot,
Generalpostmeister: Fenton,
Gesundheitsminister: Marr,
Inneres: Parkhill,
Marktwesen: Hawker,

Vor der Einnahme Kintschaus

Japanischer Panzerzug entgleist.

Tokio. Das Kriegsministerium empfing aus Mukden ein Telegramm, nach dem die japanischen Truppen die Chinesen in Richtung Kintschau verfolgen. Die japanische Vorhut befinde sich nur noch etwa 20 Kilometer vor Kintschau. Die Besetzung der Stadt stehe unmittelbar bevor.

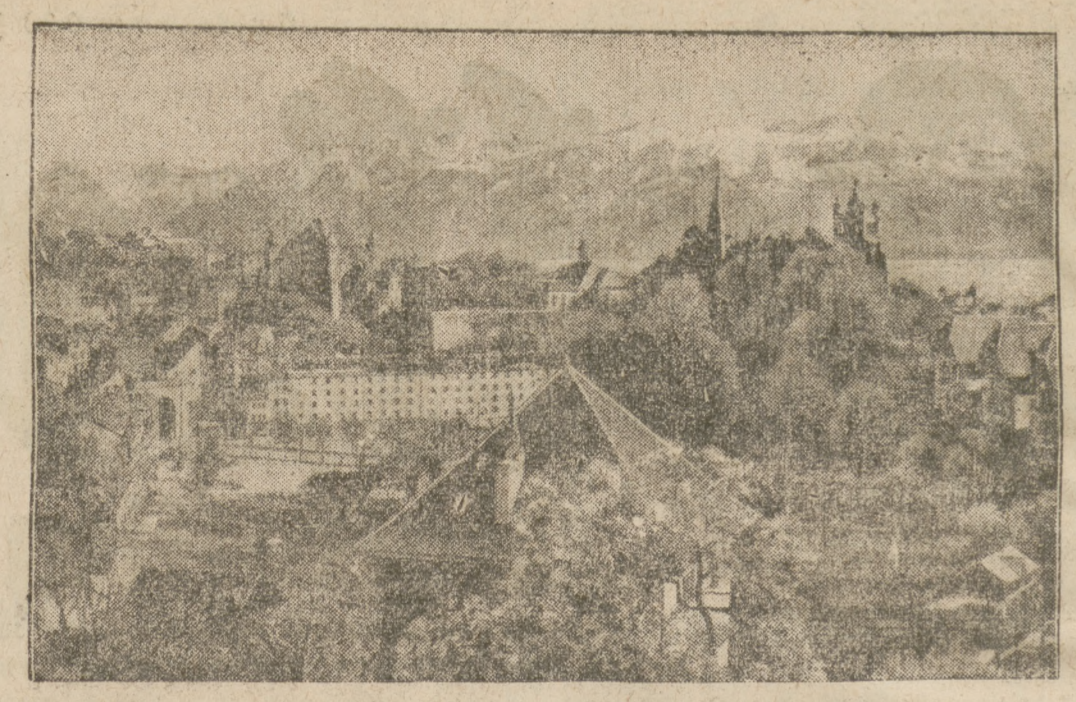
Auf der Strecke Tschangtschung-Mukden wurde ein japanischer Panzerzug zur Entgleisung gebracht. Die Lokomotive und 6 Wagen wurden völlig zertrümmert. 8 Soldaten fanden den Tod, 17 wurden schwer verletzt.



Chinas neuer Gesandter in Berlin

Der Gesandte mit seiner Gattin bei der Ankunft in Berlin.

Der neue chinesische Gesandte für Berlin, Liu Wen Tao, früher Bürgermeister von Hankau, traf am Mittwoch in der Reichshauptstadt ein. Zu seinem Empfang waren Vertreter der chinesischen Gesandtschaft und des Auswärtigen Amts erschienen.



Tributkonferenz in Lausanne

Blick auf die Stadt Lausanne am Genfer See, wo am 18. Januar die neue Tributkonferenz zusammentreten wird. Die Wahl Lausannes als Tagungsort bedeutet den Sieg des französischen Standpunktes; die Reichsregierung hatte bekanntlich Luzern bezw. Zürich vorgeschlagen.

Die letzte Etappe im Brester Prozeß

Unbequeme Feststellungen für die Anklagevertreter — Angeklagte oder Ankläger — Die Fiktion vom Marsch auf Warschau

Warschau. Der letzte Tag des versinkenden Jahres war für die Ankläger im Brester Prozeß eine Vernichtung des ganzen Anklageaktes. Der Verteidiger des Abgeordneten Putek, Rechtsanwalt Jarosz, stellt fest, daß die Staatsanwälte in diesem Prozeß den wichtigsten Zeugen übergangen hätten und zwar den mehrfachen Ministerpräsidenten Bartel, der Nachmairegierungen,

der ausdrücklich vor Gericht erklärte, daß er weder den Centrolew als auch die Nationaldemokratie, kaum für revolutionäre Parteien halten kann oder gar ihre Bestrebungen.

Es ist ferner übergangen worden festzustellen, daß die ganze Tätigkeit des Abgeordneten Liebermann vor dem Obersten Tribunal auf Innehaltung des Rechts gerichtet war und der Abgeordnete Putek doch nichts anderes tat, als die Korruptionen in dieser Nachmairegierung aufdeckte. Auf Pilsudski zurückkommend erklärt der Verteidiger, daß der Marschall doch selbst erklärt habe, daß ihm immer irgend ein Jurist bei seinen Entscheidungen im Wege stand, der sich die Haare raufte, er aber müsse feststellen, daß sich gewisse Juristen, gemeint ist Car, vor lauter Rechtsbeugungen und Rechtswidrigkeiten keine Haare ausreißen werden. Nichts weniger ist richtig, als den Kongreß von Krakau eine Konfederation zu nennen und man müsse sagen, daß sich die Anklagevertreter redliche Mühe gegeben haben, in der Begründung ihrer Anschuldigen mehr als hundertprozentige Sanatoren zu erscheinen. Es ist doch merkwürdig mit diesem Anklageakt bestellt, daß man erst die Gefangenen in der Festung Brest-Litowsk festsetzte und erst dann bemüht war, das Anklagematerial zusammenzusuchen, eine sehr aktive Tätigkeit, daß man erst die Verbrecher faßt und dann erst nach den verbrecherischen Momenten sucht. Lieber spreche man nicht davon zuviel, denn es sei doch Tatsache, daß die Verhaftung aus Angst vor dem Wahlblock erfolgte, den der Centrolew gerade am gleichen Tage unterschrieben hat,

man wollte eben diesen Wahlblock des Centrolews verhindern,

was aber trotz der Gefangenfestsetzung nicht gelungen ist. Es ist geradezu unverständlich, wie die Anklagevertreter selbst Aussagen eines Vorsitzenden des Obersten Gerichtes behandeln, indirekt Unwahrheit nachsagen, die Entlastungszeugen mit Unglaubwürdigkeiten zeihen, Dinge, über die man am liebsten nicht spricht. Im Jahre 1828 standen auch einmal Unabhängigkeitskämpfer vor einem Sejmgericht, der damalige Prokurator forderte harte Strafen für den Vater des Dichters Kraszynski, aber das Gericht verwarf die Anklage und der Verteidiger Jarosz fügt hinzu, daß er sicher sei, daß auch in diesem Prozeß das Gericht zu dem gleichen Ergebnis kommen werde.

In diesem Prozeß so betont der zweite Verteidiger, Rechtsanwalt Dombrowski, ist das Urteil bereits vor dem Richterspruch gefällt worden. Aus dem Anklageakt ist eine **einzige Anklage gegen das heutige System geworden,** nur die Anklagevertreter versuchen noch die Situation zu retten, die sich in ein Gegenteil dessen umgewandelt hat, was geplant war. Wer in den Demonstrationen vom 14. September einen Marsch auf Warschau sehen will, der den Sturz der Regierung bewerkstelligen wollte, der versteht den Sinn politischer Geschehnisse nicht zu deuten. Wenn schon eine Miliz der PPS. war, warum wurde sie nicht aufgelöst, warum hat man sie mit Konfidenten durchseucht, statt sie von rechtswegen unmöglich zu machen. Ueber die Zerstörungsabsichten innerhalb der PPS. sagt man nichts, wohl aber beklagt man sich über die staatsfeindliche Tätigkeit. Nach den Verfassungen in ganz Europa stehen den Bürgern Rechte zu, die man den polnischen Bürgern verlangt oder sie entzieht, das Volk hat die Pflicht sich an den Präsidenten zu berufen, der die Verfassung zu schützen verpflichtet ist. Das wiedererstandene Polen hat seine Existenz während der letzten Jahre erwiesen, **seine Bürger wollen Recht und Freiheit,** dem galt der Kampf der Angeklagten und das Gericht muß zu dem gleichen Ergebnis kommen, **Sicherung von Recht und Freihet dem ganzen Volke gegenüber.**

Hierauf wurde die Verhandlung auf Sonnabend vertagt.

Ströbel aus der SAP. ausgetreten

Berlin. Der Reichstagsabgeordnete Heinrich Ströbel, der sich seiner Zeit der von Seydewitz und Rosenfeld gegründeten SAP. angeschlossen hatte, ist nunmehr aus dieser wieder ausgetreten, wodurch ihre Kopfzahl im Reichstag auf 5 herabgesetzt wird.

Tschitscherin als Bettler in Moskau aufgegriffen?

Aus russischen Quellen wird eine Nachricht über den früheren russischen Außenminister Tschitscherin verbreitet, die zunächst ganz phantastisch und unwahrscheinlich klang, die aber um so stärker an Wahrscheinlichkeit gewinnt, als keinerlei Gegenäußerung von russischer amtlicher Seite erfolgt. Die Nachricht besagt, daß der ehemalige Außenminister, nachdem er von Stalin wegen angeblicher Rechtsabweichungen vom Amte entfernt worden sei, systematisch durch die Sowjetregierung ausgehungert worden sei. Man habe ihn völlig arbeitslos und ohne jedes Einkommen als Strafe für seine Rechtsabweichung dem Nichts preisgegeben. Die Entlassung Tschitscherins erfolgte Ende 1929. Jetzt soll Tschitscherin völlig verelendet und verkommen

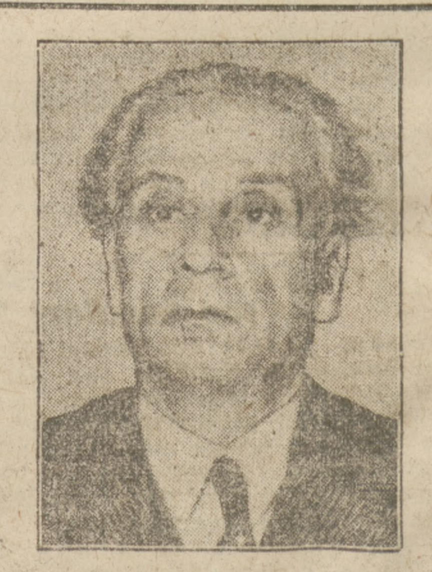
als notorischer Bettler in den Straßen Moskaus aufgegriffen und in ein Asyl eingeliefert worden sein.

Diese Nachricht weckt die Erinnerung an das traurige Ende Joffes. Joffe, einer der ersten Sowjetdiplomaten, bekannt von den Verhandlungen von Brest-Litowsk und als erster Sowjetbotschafter in Berlin, erschoß sich. Er hinterließ einen Abschiedsbrief an Trotzki, in dem er feststellte, daß die Kreaturen Stalins die Drohung, die Opposition auf den Magen zu treffen, bei ihm buchstäblich durchgeführt hätten, daß sie ihm obendrein systematisch alle ärztliche Hilfe und alle Medikamente verweigert hätten.

Diese Erinnerung an Joffe macht die Nachricht über Tschitscherin schon weniger unwahrscheinlich. Auch Tschitscherin hat sich den Haß Stalins zugezogen. An den Namen Tschitscherin knüpfen sich Erinnerungen an die großen Punkte sowjetrussischer Außenpolitik. Tschitscherin ist es gewesen, der in zäher Arbeit Rußland wieder zu einer außenpolitischen Stellung verholfen hat. Aber er hatte eine eigene Meinung. Er war Stalin im Wege. Er hat es büßen müssen!

Neujahrs-Todesstatistik in Amerika

Berlin. In Amerika haben, wie der „Lokalanzeiger" aus Neuyork meldet, zu Silvester Unfälle beim Abbrennen von Feuerwerk, Ueberfälle, Selbstmorde und giftiger Alkohol in den Vereinigten Staaten über 100 Todesopfer gefordert. In Chicago fuhr ein mit den aus 9 Personen bestehenden zwei Familien übervoll besetztes Auto auf der Rückkehr von einer Silvesterfeier wahrscheinlich infolge Trunkenheit des Führers in den Calumet-Fluß. Sämtliche Insassen ertranken in dem geschlossenen Wagen.



Wechsel in der spanischen Botschaft in Berlin?

Professor Albornoz.

Wie aus Madrid gemeldet wird, steht der Rücktritt des spanischen Botschafters in Berlin, Americo Castro, bevor. Als sein Nachfolger ist Professor Claudio Sanchez Albornoz Abgeordneter der Republikanischen Aktion in der Nationalversammlung, in Aussicht genommen.

Polnisch-Schlesien

„Kreuzzug der Barmherzigkeit“

Der „Statthalter Christi“ auf Erden, Papst Pius der Elfte, hat wieder einmal gesprochen und in seiner Rede die wichtigsten Probleme behandelt. Heute ist Pius der Elfte nicht nur der „Vertreter Gottes“ auf Erden, sondern noch ein irdischer König, zwar von Gnaden Mussolinis, aber dennoch ein König, mit Thron und Zepter, wie alle anderen Könige, von denen nach dem Weltkrieg nicht mehr viel geblieben sind. Die ganze klerikale Welt ist immer von neuem auf die Reden des Papstes gespannt, besonders in schwierigen Zeiten und hofft auf ein Wunder. In Rom geschehen keine Wunder mehr und die Papstreden bringen dem darbenden Volke keine Erleichterung.

Das Allerneueste was im Vatikan geschehen ist, war der Einsturz eines Teiles der päpstlichen Bibliothek, bei dem 5 Arbeiter unter den Trümmern begraben wurden. Das war eigentlich das letzte „Wunder“, das in der „heiligen Stelle“ passiert ist und mit dem Tode von 5 Proletariern endete. Dieses Unglücksfalles gedachte der Papst zu Beginn seiner Weihnachtsrede und dann wandte er sich der „Verfolgung“ des Klerus in Mexiko und Spanien zu. Dort wütet der Satan — sagte der Papst — weshalb es kein Ende der Qualen gebe. Die Qualen des spanischen Volkes waren unendlich groß gewesen, als noch die Kirche obenan war. Die ganze Industrie konzentrierte sich in den Klöstern und die Arbeiter konnten sich den Lohn beim lieben Gott holen. Nun sind diese Qualen vorüber und das Volk ist frei von jeder Tyrannei. Deshalb „wütet dort der Satan“, weil das Volk sich nicht mehr durch den König und die Pfaffen mißhandeln läßt.

Dann sprach der Papst über die Not des Volkes. Wir wollen ihm das zugute halten, aber wenn wir in Erwägung ziehen, daß der Papst seine Rede von dem hohen goldenen Throne hielt, der mit Rubinen und Diamanten reich bespickt ist, inmitten des märchenhaften Reichtums, ohne nur mit einem Wort zu erwähnen, daß diese Reichtümer oder nur ein Bruchteil davon zur Linderung der Not anzuwenden wäre, so müssen wir seine Worte als ein Lippenbekenntnis betrachten. Das waren Worte ohne Taten, weshalb sie auch niemanden helfen werden, nicht einmal die Notstandsarbeiten, die der Papst in seinem kleinen Königreich verrichten läßt. Der „Kreuzzug der Barmherzigkeit“, der hier den gläubigen Christen empfohlen wird, bringt den Arbeitslosen im besten Falle ein Wassersüppchen, das noch zugunsten der Kirche ausgeschlachtet wird, weil dafür die Armen zum Gebet und Beichte angehalten werden.

Man muß zum Gott zurückkehren und mit Gott leben — sagte der Papst — dann wird die Not verschwinden und keine Kriege mehr geben. Unser Volk sitzt ununterbrochen in der Kirche, betet und beichtet, aber der liebe Gott will es nicht erhören. Im Gegenteil, das fromme schlesische Volk wurde durch die Not am schwersten heimgesucht und muß am schwersten leiden. Unendlich groß sind diese Leiden und sie sind umso größer, weil gar keine Hoffnung auf eine Besserung vorhanden ist. Selbst die innigsten Gebete sind nicht in der Lage, eine Besserung herbeizuführen, was selbst fromme Christen eingesehen haben und vom Kampf gegen das verruchte und vom lieben Gott gewollte und eingesetzte kapitalistische System reden. Mit dem Frieden ist es auch eine solche Sache und die Kirche steht hier nicht ohne Schuld an dem Massenmord von 1914—1918. Sie stand nicht untätig beiseite und schleuderte keinen Bannfluch gegen den Massenmord, aber sie predigte vom „Heldentum“ und vom „Heldentod“ und bespritzte die Morowaffen mit Weihwasser. Die Kirche ist für den Militarismus und so lange der Militarismus bestehen bleibt, kann von Völkerversöhnung und vom Frieden kaum die Rede sein. Das stehende Heer ist die Vorbereitung zum Kriege und jede Kriegsvorbereitung führt naturgemäß zum Kriegsausbruch. Hier wird der liebe Gott nichts ausrichten können, genau so wie er bis jetzt den Krieg nicht verhindern konnte oder gar nicht verhindern wollte.

Lassen wir doch den lieben Gott beiseite, denn nicht er, sondern die Menschheit hat zu bestimmen was kommen soll. Die Wirtschaftsordnung haben die Menschen geschaffen und nicht der Gott, und die Kriegsrüstung ist auch keine göttliche, sondern eine menschliche Erfindung. Allerdings sind das die Reichen gewesen, die diese Mißwirtschaft eingeführt haben und wir wollen die Besitzlosen soweit aufklären, daß sie die Welt anders einrichten, so wie die Interessen der breiten Volksmassen das erfordern. Das will die Kirche nicht tun, denn sie hält mit den Besitzenden zusammen und deshalb bekämpfen wir sie, denn sie ist schuld an unserer schweren Lage und unserer Erniedrigung.

Das Arbeitsministerium über die Lage in der Schlesischen Schwerindustrie

Die Telegraphenagentur „Iskra“ veröffentlicht eine Unterredung ihres Vertreters mit dem Demobilmachungskommissar Moste, der gegenwärtig in Warschau weilt, um sich Instruktionen über sein Verhalten gegenüber neuen Reduktionsanträgen in der Schwerindustrie zu holen. Im Arbeitsministerium ist man der Ansicht, daß die Reduktionen in der Schwerindustrie in zwei Teile einzuteilen sind. Die Lage in der Hüttenindustrie ist tatsächlich sehr schwierig, weil die Bestellungen in jeder Hinsicht zurückgegangen sind, sowohl die ausländischen als auch die inländischen und die Verwaltungen sind genötigt, die Belegschaften abzubauen. Diese Ansicht mag zutreffend sein, aber auf der anderen Seite wird nichts unternommen, um die hohen Verwaltungskosten in den Eisenhütten abzubauen. Die Direktorengehälter in der Friedenshütte machen monatlich rund 250 000 Zloty aus. Wozu braucht man denn so viel Direktoren, die mehr an Gehalt beziehen als alle Angestellten zusammen. In den anderen Hütten ist genau dasselbe.

Was die Lage in der Kohlenindustrie anbelangt, so ist man im Arbeitsministerium ziemlich optimistisch gestimmt und ist der Ansicht, daß hier Arbeiterreduktionen nicht nötig sind. Bei Anlegung von Feierschichten brauchen überhaupt keine Arbeiter abgebaut zu werden. Der Demobilmachungskommissar wird sich allen Anträgen auf Abbau von Bergarbeitern ablehnend verhalten.

Die Sorge um die Arbeitslosen

Das wahre Gesicht der bürgerlichen Mehrheit im Schlesischen Sejm — Der sozialistische Antrag auf ständige Betreuung der Arbeitslosen, abgelehnt — Um den Finanzausgleich zwischen Warschau und Schlesien

Vor einem Jahre haben die sozialistischen Abgeordneten im Schlesischen Sejm einen Antrag eingebracht, der eine dauernde Unterstützung aller Arbeitslosen fordert, solange ihnen die staatliche Arbeitsvermittlung keine Beschäftigung zuweisen kann. Er war eine Fortsetzung jener Forderungen für die Arbeitslosen, die seitens der Sozialisten bereits im zweiten Schlesischen Sejm erhoben wurden, die man seinerzeit als sozialistische Demagogie bezeichnet hat, weil damals das Arbeitslosenheer nur etwa 22 000 Menschen betrug und man sich, wie der Wojewode in seinen Budgetreden, der freudigen Hoffnung hingab, daß die Sache bald ein Ende nehmen werde. Im zweiten schlesischen Sejm konnte die Sache nicht zu Ende geführt werden, weil Herr Grazynski ihm ein vorzeitiges Ende bereitet hat.

Schon anläßlich der ersten Sitzung des dritten Schlesischen Sejms, wiederholten Genosse Kowoll, Glücksmann und Machej diesen Antrag, der der Sozialkommission überwiesen wurde, als die Arbeitslosenziffer auf etwa 31 000 gestiegen war. Genosse Machej gab dem Antrag die Gesetzesform und

alle Mitglieder der Sozialkommission, von den Sanatoren, Deutschen bis zu den Korfantysten, stimmten für den Antrag,

der später der Budgetkommission überwiesen wurde. Man glaubte in der bürgerlichen Mehrheit, daß sich dort schon ein erstklassiges Begräbnis für diese sozialistischen Forderungen finden wird und kleinlaut, obgleich man in mehreren Sitzungen an ihm herumgedoktert hat, ist nun die

Ablehnung am letzten Donnerstag, als Bilanz des Jahres 1931

erfolgt. Für uns war diese Ablehnung keine Ueberraschung und gerade Genosse Glücksmann drängte auf die Entscheidung, denn die bürgerliche Mehrheit, selbst bei aller Betonung ihrer „Arbeiterfreundlichkeit“, will **die Kosten der Arbeitslosenhilfe nicht auf die Schultern der Besitzenden abschieben,** sondern sie auf christliche Nächstenliebe abwälzen.

Wir Sozialisten wußten, daß dieser Antrag mehrere Millionen kosten wird und haben auf verschiedene Geldquellen, die neue Belastungen für die Besitzenden bedeutet hätten, hingewiesen, wollten auch bestimmte Budgetpositionen streichen, überflüssige Subventionen, wie Theater, Musikkonservatorium, unnötige Polizeiausgaben, Museen, aber

diese Geldquellen hat man, entgegen den klaren Bestimmungen des Budgets, ausgegeben,

und so blieb nichts für die Arbeitslosen übrig, neue Steuern wollte wiederum der Wojewode nicht zulassen, indem er hierzu die Kompetenzen des Schlesischen Sejms bestritt, und so stützte sich auch die bürgerliche Mehrheit auf die Stellungnahme des Wojewoden, beziehungsweise der Warschauer Regierung, und da man sich die erforderlichen Mittel für die Arbeitslosen sparen wollte, lehnte man den sozialistischen Antrag ab. Denn die Wirtschaftskrise wird immer schärfer, was aus den Arbeitslosen wird, das überläßt man der Zukunft, denn es gibt ja genug Vertreter dieser Anschauung, daß sie selbst zusehen sollen, was aus ihnen wird.

Die Budgetkommission hat sich ihre Aufgabe leicht gemacht, es ist kein Geld da, darum könnte es ein Antrag auf dem Papier sein, und darum lehnt man ihn ab. Es scheint, daß

der Schlesische Sejm überhaupt nur mit Papierentscheidungen arbeitet.

Wer erinnert sich nicht an die Anträge der Sanatoren und auch des Korfantyklubs. Die Sanatoren fordern Betriebskontrolle, Ausweisung aller Ausländer, einen Arbeitslosenkommissar, Herabsetzung der hohen Gehälter, alles Forderungen, die nichts den Arbeitslosen einbringen, sondern sie mit Papierentscheidungen vertrösten. Und auch der Korfantyklub ist vorsichtig, er verspricht nichts, aber faßt eine Resolution und läßt dann Warschau den frommen Wunsch in Erfüllung gehen, sieht so aus, als wenn damit jemandem geholfen werden sollte, und wenn Warschau nicht hilft, so mag der „liebe Gott“ helfen. Sanatoren und Korfantysten zeigen, daß sie helfen wollen, nur **darf es die heutige, besitzende Klasse nichts kosten,** es genügt, wenn man die „Arbeiterfreundlichkeit auf papiernen Resolutionen demonstriert. Wir sind weit davon entfernt, mit den Arbeitslosen zu drohen, aber die Herren werden erst alle zur Vernunft kommen, wenn Ausbrüche der Not ihnen diese Frage in anderer Form demonstrieren werden, ihnen diese Wünsche abzwingen, denn einen anderen Ausweg gibt es nicht, wenn man nicht für alle Arbeitslosen Brot und Arbeit schafft.

Genosse Glücksmann referierte an der Donnerstagsitzung über diesen Antrag, kam auf seine Entstehung zurück und verwies auf die bisherigen Arbeiten der Kommission. Nach amtlichen Angaben beträgt die Arbeitslosenzahl **83 792**, aber andere Zahlen besagen, daß wir bereits **102 502** Arbeitslose haben, dazu kommen noch etwa 19 510 Kurzarbeiter, weitere Entlassungen stehen bevor. Von der Arbeitslosenversicherung

beziehen nur 13 496 die Unterstützung,

die Wojewodschaftsunterstützung wird für **10 835** gezahlt, aus der sogenannten Armen- oder Wohltätigkeitsaktion werden über **909** Personen betreut, so daß faktisch

über 77 000 Personen als Arbeitslose gar keine Unterstützung

beziehen. Daß dieser Zustand unhaltbar ist, dürfte jedem einleuchten und darum gehe auch der sozialistische Antrag dahin, daß

durch eine Zuschlagssteuer von der Einkommensteuer, sowie durch staatliche Zuschüsse und besondere Einnahmen der Fonds für die Arbeitslosen geschaffen

werden müsse. Genosse Dr. Glücksmann schlägt die prozentualen Zusätze gestaffelt vor, die nicht nur die Angestellten, sondern auch die Industrie, treffen sollen. **Der Umstand, daß der Wojewode gegen diese Zuschläge protestiert, könne den Schlesischen Sejm in seiner Entscheidung nicht behindern, denn es gibt wohl keinen Autonomieparagraphen mehr, der nicht vom Wojewoden anders interpretiert worden ist,** wenn es galt, gewisse Wünsche Schlesiens durchzusetzen, aus dieser Erwägung heraus, bittet Genosse Glücksmann um die Annahme des sozialistischen Antrages, den seinerzeit die Sozialkommission gutgeheißen habe und das mit den Stimmen aller seiner Mitglieder.

Der Vorsitzende Abg. Chmielewski richtet dann an den Vertreter der Wojewodschaft, Finanzrat Kankkofer, die Frage, wie sich die Einnahmen aus dieser Zusatzsteuer stellen würden und wie sich die Wojewodschaft überhaupt zu diesem Projekt verhält. Die Antwort war nicht ganz klar, denn über die finanzielle Gestaltung konnte sich Finanzrat Kankkofer nicht sofort äußern, im übrigen berief er sich auf das Schreiben des Wojewoden, welcher eben die Zusatzsteuer ablehnt, weil sie

angeblich nicht zu den Kompetenzen des Schlesischen Sejms

gehört. Damit war auch die Position für die bürgerliche Mehrheit gegeben, man hatte keine Mittel für die sozialistischen Forderungen und die Interessengemeinschaften, die diese Mehrheit vertritt, wollte man nicht belasten.

In der Abstimmung wurde

der sozialistische Antrag mit 3 gegen 6 Stimmen abgelehnt,

die Mitglieder der Sozialkommission standen für ihren Antrag, nachdem eine Ablehnungsmehrheit sicher war.

Nun mögen sich die Arbeitslosen selbst ihr Urteil über den Schlesischen Sejm bilden. Sie haben diesen Sejm gewählt, das Resultat darf sie nicht überraschen, denn dieser Sejm ist trotz des Wahlterrors, unter welchem er zustande kam, doch der Ausdruck ihres politischen Willens, man kann nicht den bürgerlichen Vertretern die Stimmen geben und dann

von den Sozialisten fordern, daß sie die Not und das ungeheure Elend mit ihren drei Vertretern im Sejm oder durch diesen, beseitigen helfen.

Abg. Kendzior referierte dann über eine Reihe von Anträgen, die sich mit Zuschlägen für Rentner und Pensionäre beschäftigen. Da in dieser Beziehung sowohl die Regierung, als auch die Wojewodschaft bestimmte Gesetzesvorschläge vorbereiten, die Fragen aber auch finanzielle Anforderungen stellen, wurde die Angelegenheit bis zu den Budgetberatungen zurückgestellt.

Um den Finanzausgleich zwischen Warschau und Schlesien.

Eine sehr umfassende Diskussion rief der Antrag des Abg. Chmielewski hervor, der sich nochmals auf den Finanzausgleich zwischen Warschau und Schlesien bezieht, Schlesien also Finanzen beschaffen soll, die ihm Warschau bisher versagt hat. Abg. Chmielewski schlägt die Bildung einer Kommission vor, die die erforderlichen Vorarbeiten bewerkstelligt, um doch zu einer Einigung zu kommen. Gegen diesen Antrag wendet sich der Abg. Baldyk, der der Ansicht ist, daß die Ausgleichsverhandlungen notwendig sind, aber jetzt dafür eine ungeeignete Zeit sei, weil auch Warschau finanziell sehr knapp sei. Schuld des ersten Schlesischen Sejms sei es, daß er die Sache so vernachlässigt habe und wiewohl er für die Verrechnung ist, so lehnt er doch jetzt diesen Antrag ab.

Abg. Genosse Glücksmann verweist darauf, daß die ersten Verhandlungen mit Warschau gezeigt haben, daß die

Materialien schlecht vorbereitet

waren. Gerade weil die Zusammenstellung des statistischen Materials längere Zeit erfordere, so sei eine solche Kommission, wie sie dem Antrag Chmielewski vorschwebe, notwendig. Wieweit es möglich sein wird, jetzt schon finanzielle Vorteile zu erringen, steht dahin und weil der erste Sejm angeblich nichts gemacht hat, so darf sich eben der dritte Sejm nicht seiner Aufgabe entziehen, einmal müsse diese Frage geregelt werden, gleichviel welches Schicksal den Schlesischen Sejm treffe. **Er plädiert für die Annahme des Antrages.**

Die Abg. Kendzior, Sikora, Sosinski, widerlegen die Auffassung Baldyk, wobei es noch auf „freundliche“ Streitigkeiten über die Parteizugehörigkeit Baldyks kommt und sprechen sich für den Antrag aus. Die Sanatoren Kapuszynski, Kocur und Baldyk versuchen diesen Antrag zu hintertreiben, man hat den Eindruck,

daß sie nicht recht wissen, welches die Ansicht höheren Orts ist, von wo aus ihre politische „Initiative“ geleitet wird.

Aber selbst der Wojewodschaftsvertreter, Finanzrat Kankkofer erklärt, daß sich auch der Wojewode einem solchen Antrag anschließen würde, nur hält er den Zeitpunkt jetzt als ungeeignet, um von Warschau etwas zu erlangen.

Schließlich wird ein Kompromißantrag, der die Sache verschieben soll, den die Sanatoren stellten, abgelehnt und der Antrag Chmielewski angenommen.

Als letzten Punkt behandelt die Budgetkommission das Budget des Fonds aus der „Verkehrssteuer“ — Fundusz drogowy — der zwar hinter den gehegten Erwartungen in seinen Einnahmen geblieben ist, aber aus dem immerhin nennenswerten Straßenbauten bestritten werden konnten. Das Budget ist im Rahmen der Vorlage angenommen worden, worauf die Sitzung der Budgetkommission geschlossen wurde.

Antrag auf Stillegung der Kleophasgrube

Eine der größten schlesischen Kohlengruben, die Kleophasgrube“, soll stillgelegt werden, denn die Verwaltung hat einen solchen Antrag beim Demobilmachungskommissar gestellt. Die „Kleophasgrube“ beschäftigt gegenwärtig 2200 Arbeiter und mehrere hundert Angestellte. Alle diese Arbeiter sollen am 1. Februar entlassen werden. Die Angestellten kommen am 1. März zur Entlassung, weil ihre Verträge an diesem Tage ablaufen. Dieser Antrag hat alle überrascht, die Regierungsbehörden nicht ausgeschlossen. Nach dem Demobilmachungsgesetz kann der Demobilmachungskommissar einen solchen Antrag nicht ablehnen und es muß leider damit gerechnet werden, daß es den amerikanischen Raubrittern gelingen wird, die große Kohlengrube außer Betrieb zu setzen.

Blutige Schlägereien in der Silvesternacht

In den großen Stadtgemeinden, wie Kattowitz, Königshütte u. a. ist die Silvesternacht, wenn man von kleineren Vorfällen absieht, verhältnismäßig ruhig verlaufen. Viel unruhiger war diesmal die „Provinz“ gewesen. Aus einigen Industriegemeinden wird über blutige Keilerei berichtet, bei welchen das Messer eine Rolle gespielt hat. In Myslowitz gab es mehrere Schwerverwundete, darunter zwei Polizeibeamten. Auch in Rosdzin-Schoppinitz erhielt ein 18jähriger Arbeiter, Luftmeier, einen Messerstich in die Bauchgegend und wurde im bedenklichen Zustand ins Krankenhaus geschafft. Auch in Bielschowitz kam es in der Silvesternacht zu Schießereien, wobei ein Arbeitsloser, Walter Kocur, einen Bauchschuß erhielt. Ueber die Vorgänge in Myslowitz in der Silvesternacht wird uns berichtet:

Die Raufbolde veranlaßten eine Keilerei in einem Restaurant, wurden durch die herbeigerufene Polizei auf die Straße gebracht. Hier warfen sich die Messerhelden auf die Beamten, verletzten einen derselben mit Messerstichen am Oberkörper, was die Polizei zum Gebrauch der Waffen zwang. Bei der Schießerei wurden mehrere leichter und schwerer verletzt. Die Verletzten wurden ins Lazarett abtransportiert, während die anderen ins Polizeigefängnis eingeliefert wurden, wo sie ihre Messerwütigkeit in der Silvesternacht abbüßen müssen. — In Rosdzin wurde auf der Hüttenstraße beim Ueberqueren derselben eine Frau von einem vorbeifahrenden Auto niedergerissen, wobei sie sich leichtere Beinverletzungen zuzog. Einige junge Männer, die sich im Besonderen durch Belästigung junger Mädchen hervortaten, machten mit dem Polizeiknüppel Bekanntschaft. Einer derselben, der es sich herausnahm, dabei gegen die Polizei aufzutreten, wurde nach dem Polizeikommissariat gebracht, wo er über diesen Fall nachdenken konnte. In den Restaurationen kam es unter Gästen, die zu tief ins Glas geschaut haben, hier und da zu verschiedenen Exzessen, die mit schwungvollen Hinauswürfen endeten. Hüte, Mäntel flogen nach. Selbstverständlich ins neue Jahr mit einem herzlichen: Prosit Neujahr. Im Allgemeinen war es unter Gemütlichen sehr gemütlich in der Hoffnung, daß das schlimmste der Nachkriegsjahre endlich hinter uns liegt.. —h.

In Königshütte ging es auch diesmal mit großem Geschrei ins neue Jahr hinüber. In den Straßen drängten sich meist Halbwüchsige beider Geschlechts, „Prosit Neujahr“ schreiend. Die Älterdenkenden blieben im Familienkreise oder auch in einem Lokale und fühlten sich wohler, als in dem Trubel der Straße. Die Polizeimänner zogen es vor, manchmal ein Auge zuzudrücken, was sie auch nicht immer tun konnten, trotzdem der Rummel in diesem Jahre nicht mehr derjenige war, wie früher einmal. Nun sind wir bereits im zweiten Januar und die neuen Sorgen und Lasten haben begonnen. Schnell verrauscht sind die Festtage und alles geht jetzt wieder seinen Alltag weiter. m.

Eine fröhliche und ausgelassene Stimmung, wie sie an solchen Tagen früher üblich war, konnte man in Siemianowitz nirgends beobachten. Die Lokale waren sehr mäßig besucht und trotz aller Bemühungen gelang es auch den Gastwirten nicht, die notwendige Stimmung zu erzeugen. Die Not lastet eben zu stark auf den Menschen und ist durch künstliche Mittel nicht mehr zu verscheuchen. Diejenigen, welche sichs leisten konnten, waren zum Silvesterrummel nach Auswärts gefahren, Kattowitz, Beuthen, um „nicht gesehen zu werden“. Im Orte war also nicht viel los, wie man so sagt. Bierleichen sah man fast gar nicht. Eigentlich eine gute Seite der heutigen Zeit.

Fünfundsechzig arbeitsfreie Tage im Jahre 1932

Das Jahr 1932 weist, außer den üblichen Sonntagen, zusammen 15 gesetzlich anerkannte kirchliche Feiertage, sowie 1 Staats-Feiertag auf, und zwar:

„Neujahr“ am 1. Januar, „Heilige Drei Könige“ 6. Januar, „Maria Lichtmeß“ 2. Februar, „Ostern“ am 27. und 28. März, „Christi Himmelfahrt“ 5 Mai, „Pfingsten“ am 15. und 16. Mai, „Fronleichnamsfest“ 26. Mai, „Peter und Paul“ 29. Juni, „Mariä-Himmelfahrt“ 15. August, „Aller-Heiligen“ 1. November, „Unbefleckte Empfängnis“ 8. Dezember und das „Heilige Weihnachtsfest“ am 25. und 26. Dezember 1932. Am 3. Mai wird der polnische Nationalfeiertag gefeiert.

Außerdem sind 52 freie Sonntage zu verzeichnen, wovon 3 Sonntage auf den 1. Oster- und 1. Pfingstfeiertag, sowie auf den 1. Weihnachtsfeiertag fallen. Das Jahr 1932 hat noch zwei kirchliche Feiertage, welche jedoch nicht als gesetzliche Feiertage angesehen werden.

Demnach weist das Jahr 1932 zusammen 65 arbeitsfreie Tage und 301 Arbeitstage auf. y.

Vortrag über die Pflanzenwelt Oberschlesiens

Innerhalb seiner Bestrebungen, die Heimatkunde Oberschlesiens zu fördern, veranstaltet der Deutsche Kulturbund für Polnisch-Schlesien, Freitag, den 8. Januar 1923, um 8 Uhr abends, im Reitzensteinsaal, Kattowitz, ul. Marjacka 17, einen Vortrag von Herrn Mittelschullehrer Boese „Die Pflanzenwelt Oberschlesiens in Hinblick auf die umliegenden Florengebiete.“ Dem Vortragenden ist es gelungen, die Charakterpflanzen unserer Heimat in natürlichen Farben in Lichtbildern herzustellen. Wo diese Bilder bisher vorgeführt wurden, haben sie berechtigtes Aufsehen erregt. So schreibt die „Schlesische Zeitung“ gelegentlich eines Vortrages in Bielitz: „Das große Ereignis des Vortrages waren die wunderbar schönen, farbigen Lichtbilder. Wer die leuchtenden Blumenbilder in ihren natürlichen Farben gesehen hat, wird sie nicht wieder vergessen. Wir empfehlen den Besuch des Vortrages umsomehr, als hier ein wertvolles Kapitel oberschlesischer Heimatkunde dargeboten wird. Besonders wird der Vortrag Lehrern, Studierenden, Schülern und allen Naturfreunden Vieles bieten. Der Eintritt beträgt 1 Zloty, welcher Betrag zur Deckung der Unkosten benützt wird.

3. Deutscher Volkstanzkurs

Der Deutsche Kulturbund veranstaltet, in der Zeit vom 11. bis 17. Januar 1932, in den Abendstunden einen 3. Deutschen Volkstanzkurs, unter der Leitung von Dr. med. Oswald Fladerer, Brünn. Es sollen heimatliche Volkstänze aus Ostschlesien und Galizien eingeübt und getanzt werden. Teilnehmen kann jeder Deutsche. Die Teilnehmergebühr beträgt 5 Zloty. Die Anmeldung der Teilnahme soll schriftlich oder mündlich bis 9. Januar 1932 in den Geschäftsstellen des Deutschen Kulturbundes, Kattowitz, Marjacka 17, oder Königshütte, ul. Katowicka Nr. 24, erfolgen. Der Kurs findet im Reitzensteinsaal statt.

Der wirtschaftliche Niedergang in Polen

Die Bank Gospodarstwa Krajowego zur Wirtschaftslage
Budgetdefizit von 250 Millionen Zloty — Die trostlose Aussicht

Den oberschlesischen Arbeitern brauchen wir über die Wirtschaftskrise und ihre Folgen nicht viel zu erzählen, denn sie sehen und hören alles das, was um uns herum geschieht. Wenn Riesenwerke geschlossen und Arbeiter entlassen werden, dann weiß ein jeder, daß die Wirtschaftskrise an Schärfe gewonnen hat und ihre Folgen, das ist der Hunger der breiten Volksmassen. Und dennoch ist es von Interesse, zu wissen, was maßgebende Stellen über die Wirtschaftskrise denken.

Wir haben doch die Bank Gospodarstwa Krajowego mit zahlreichen, in ganz Polen verstreuten Zweigniederlassungen, die wohl gegen jede Veränderung auf dem Wirtschaftsmarkte sehr empfindlich ist. Es ist das eine der Staatsbanken und nachdem alle Posten in den staatlichen Unternehmungen, lediglich durch Sanacjaleute besetzt wurden, so kann man sich denken, daß auch die Bank Gospodarstwa Krajowego davon nicht verschont geblieben ist. Die Leitung der Bank ruht in Händen von Sanacjaleuten und diese haben wiederum das größte Interesse daran, die Dinge nicht schwarz zu malen, die Bürger vielmehr zu beruhigen und der Regierung keine Schwierigkeiten zu bereiten. Das wird auch gemacht, aber die Wahrheit läßt sich nicht mehr vertuschen; sie guckt zwischen den Zeilen des Berichtes der Bank heraus und ist handgreiflich.

Die Bank Gospodarstwa Krajowego berichtet, daß die Finanzlage eine kleine Besserung zu verzeichnen hat, weil die Defizite im Staatsbudget etwas kleiner geworden sind. Im Oktober betrug das Defizit 4,2 und im November auch so viel Millionen Zloty, aber er besteht und die Hauptsumme wird immer höher und höher. Es ist bereits sicher,

daß zum Budgetjahresschluß, d. h. zum 31. März 1932 das Defizit auf 250 Millionen Zloty angewachsen sein dürfte.

Der Kurssturz der Auslandsdevisen, wie das englische Pfund und der Dollar haben bewirkt,

daß die Spareinlagen zurückgezogen

werden und das trotz der Beruhigung, die durch die Intervention der Bank Polski verursacht wurde, mußten die Banken eine Kreditgewährung wesentlich einschränken.

Die Getreidepreise haben ein wenig angezogen, was darauf zurückzuführen ist, daß die Ernteerträgnisse in diesem Jahre nicht groß waren. Die Getreidespekulation durch die Händler ist auch nicht ohne Einfluß auf die Getreidepreise geblieben. Doch sind die Umsätze im Allgemeinen verschwindend klein und der Export ist weiterhin zurückgegangen. Ausgeführt wurden in den ersten 10 Monaten:

	1931 To.	1930 To.
Weizen	7 291	21 993
Roggen	33 750	140 690
Gerste	52 644	55 409
Hafer	361	3 212
Mehl	10 870	17 869

Daraus ersieht man, daß der Getreideexport immer mehr zurückgeht, was darauf zurückzuführen ist, daß die Importländer sich durch hohe Zölle, Reglementation, bezw. Devisenvorschriften zu schützen wissen und ausländisches Getreide nicht hereinlassen wollen. In der zweiten Hälfte des Monats November ist auch das Anziehen der Getreidepreise zum Stillstand gekommen, so daß die Lage der Landbevölkerung nach wie vor schwierig ist.

In der Zuckerindustrie ist ein arger Rückgang zu notieren.

1930 waren 69 Zuckerraffinerien in Betrieb und 1931 nur noch 67. Die Produktion betrug nur ½ Million Tonnen, gegen 696 To. im Vorjahre. Ausgeführt wurden 76,4 To. und auf dem Innenmarkt wurden 26,4 To. im letzten Monate abgesetzt.

Der Absatz auf den Innenmärkten geht immer mehr zurück und ist im letzten Monat wiederum um 5,3 Prozent zurückgegangen.

Mithin „krzepi“ der Zucker immer schlechter. Ein arger Rückgang ist in der Holzindustrie zu verzeichnen, da hier der Export um 50 Prozent zurückgegangen ist. Bauholz wird in der letzten Zeit überhaupt nicht abgesetzt.

Recht unfreundlich sieht es in der Industrie aus, da hier alles im Rückzug begriffen ist, wenn man von der Steigerung der Arbeitslosigkeit absieht. Die Absatzgebiete schrumpfen immer mehr zusammen, wozu selbstverständlich auch die Einstellung der Saisonarbeiten beigetragen hat. Verhältnismäßig günstig ist die Lage in der Kohlenindustrie, weil hier der Absatz in der letzten Zeit gestiegen ist. Allerdings ist der Kohlenabsatz im November ein wenig zurückgegangen im Vergleich zum Vormonat, war aber immerhin noch höher als im gleichen Monat im Vorjahre. Nach dem Ausland wurde mehr abgesetzt als im November und der Absatz auf dem Inlandsmarkte hat keine Veränderung erfahren. Aus dem Berichte ist natürlich nicht ersichtlich, daß die Lage im Dezember

im Bergbau eine Verschlechterung erfahren hat.

Besonders nach den Weihnachtsfeiertagen werden immer mehr Feierschichten angelegt und man spricht sehr ernst über Stillegung von großen Gruben, wie die Kleophasgrube in Zalenze u. a.

In der Hüttenindustrie sind die Bestellungen auf Eisen und Zink zum Stillstand gekommen. Der Export ruht und der Absatz im Inlande ist nicht nennenswert. Eine Reihe von Betrieben wurden teilweise, bezw. gänzlich stillgelegt und die Arbeiter entlassen.

In der Textilindustrie wurde die Wintersaison recht ungünstig beendet, obwohl die Winterproduktion in diesem Jahre sehr beschränkt war. In den Fabriksmagazinen lagern große Vorräte, die man trotz Preisermäßigung nicht absetzen kann. Auch in der Lebensindustrie ist Stillstand zu beobachten und die Produktion bewegt sich in bescheidenen Grenzen. Im Vergleich zum Vormonat ist die Zahl der Beschäftigten zurückgegangen. Die Zahl der Arbeitslosen hat am 1. November 261 964 Personen betragen, darunter waren 110 937 nichtqualifizierte Arbeitskräfte. Die Arbeitslosenunterstützung bezogen lediglich 67 427 Arbeitslose. Selbstverständlich ist die Zahl der Arbeitslosen erheblich höher, aber nur so viel werden amtlich ausgewiesen.

Kattowitz und Umgebung

15 jähriger Schmuggler vor Gericht.

Aetherschmuggel wurde einem 15 jährigen „Dreikäsehoch“ zur Last gelegt, welcher sich vor der Kattowitzer Zollstrafkammer zu verantworten hatte. Es handelte sich um einen gewissen Edmund P., der eines Tages, und zwar, als er nach einem Besuch seiner, in Stollarzowitz wohnhaften, verheirateten, Schwester an der grünen Grenze abgefaßt wurde. Der Bursche hatte bei sich 3 Flaschee Aether. Die Schmugglerware wurde konfisziert und gegen den jugendlichen Schmuggler Anzeige erstattet. Zu seiner Verteidigung führte das Bürschlein, welchem übrigens ein Rechtsbeistand von Amts wegen zugestellt wurde, aus, daß ein fremder Mann, kurz vor Uebertritt der deutsch-polnischen Grenze, ihn, den Angeklagten angesprochen und ersucht habe, die drei Flaschen Aether über die Grenze zu schaffen und dann auf den Auftraggeber zu warten. Zugleich habe der Unbekannte angeraten, nicht die Grenzsperre, sondern die grüne Grenze zu passieren. Der 15 jährige Schmuggler gab weiter an, daß er sich über das Strafbare seines Tuns nicht klar gewesen ist. Es zeigte sich allerdings, daß er vor einigen Monaten ebenfalls wegen Schmuggel auf der Anklagebank stand.

Nach Schluß der Beweisaufnahme beantragte der Rechtsbeistand des Angeklagten, mit Rücksicht auf das jugendliche Alter des Täters, ein mildes Strafausmaß, das heißt, eine Verwarnung, bezw. einen Verweis. Der Bursche hatte auch diesmal Glück, da das Gericht es tatsächlich bei einem Verweis bewenden ließ. Es wurde jedoch dem jugendlichen Täter klargelegt, daß er bei erneutem Schmuggel, mit einer Gefängnisstrafe von mindestens 6 Monaten rechnen müsse. Hocherfreut verließ der Bengel, der wieder einmal recht glimpflich davongekommen ist, den Gerichtssaal. y.

Deutsche Theatergemeinde Kattowitz. Montag, den 4. Januar wird abends 8 Uhr im Abonnement B (grüne Karten) „Der Mann, der seinen Namen änderte“ gegeben, Montag, den 11. Januar gelangt im Abonnement A (rosa Karten) „Der Mann, der seinen Namen änderte“ zur Aufführung. Freitag, den 15. Januar, abends 7½ Uhr, Vorkaufsrecht für Abonnement B. zum ersten Male „Die Blume von Hawaii“.

Von einem Autobus angefahren und erheblich verletzt. Auf der ulica 3-go Maja in Kattowitz wurde von dem Autobus Sl. 9905 der Autobusliniengesellschaft der 33jährige Arbeiter Viktor Jochemczyk aus Kattowitz erfaßt und zu Boden geschleudert. Durch den wuchtigen Aufprall auf das Straßenpflaster erlitt der junge Mann außer inneren Verletzungen einen Bruch des rechten Beines. Mittels Auto der städtischen Rettungsbereitschaft wurde der Verunglückte in das Krankenhaus eingeliefert. Nach den, inzwischen eingeleiteten polizeilichen Feststellungen trägt der Verunglückte selbst die Schuld an dem Verkehrsunfall, welcher beim Ueberschreiten es an der notwendigen Vorsicht fehlen ließ. x.

Lebensmittel für die Arbeitslosen. Die Firma Borinski in Kattowitz stellte dem Hilfskomitee für Arbeitslose 500 Pfund Bohnen, der Kaufmann Czarnecki 80 Pfund Margarine und die Posener Fischhalle 1 Korb Karpfen zur Verfügung. y.

Betr. Ausstellung von Personalausweisen. Der Kattowitzer Magistrat gibt zur Kenntnis, daß, im Einklang mit der Verordnung des Wojewoden, alle, für die Ausstellung von Personalausweisen erforderlichen Arbeiten, die bisher von der Kattowitzer Polizeidirektion erledigt worden sind, ab 1. Januar 1932 vom Magistrat übernommen werden. Von diesem Zeitpunkt ab werden also Personalausweise vom Magistrat, Abteilung für Bevölkerungsbewegung, ulica Pocztowa 7, 1. Stockwerk, in der Zeit von 8 bis 12 Uhr vormittags, ausgestellt. y.

Königshütte und Umgebung

Arbeitsruhe. Infolge der diesjährigen Inventuraufnahme, die heute stattfindet, bleiben alle Betriebe der Werkstättenverwaltung geschlossen. Wiederbeginn der Arbeit am Montag. m.

Keine Beitragszahlung. Der Vorstand der Arbeiter-Sterbeunterstützungskasse der Werkstättenverwaltung hat beschlossen, auch für den Monat Dezember keinen Beitrag zu erheben. Demnach brauchen die Mitglieder zur Beitragszahlung nicht erscheinen. m.

Zur Einsichtnahme ausgelegt. Vom 1.—15. Januar wird die Aushebungsliste für den Jahrgang 1911 im Rathaus, Zimmer 107 in der Zeit von 9—13 Uhr zur Einsichtnahme ausgelegt. Im Interesse der Militärpflichtigen liegt es festzustellen, ob die Eintragungen richtig vorgenommen sind. Bei Irrtümern müssen zur Berichtigung Personalausweise vorgelegt werden. m.

Von der Lungenberatungsstelle. Die, von der Stadt im städtischen Gebäude an der ulica Bytomska 11, eingerichtete Beratungsstelle für Lungenkranke, wird gegenwärtig von 1584 Personen in Anspruch genommen. Im vergangenen Monat wurden ausgegeben: Milch 900 Liter, je 60 Kilo Zucker, Schmalz, Perlgraupe, Weizenmehl, Emulsion 13 Kilo, Tran 2 Kilo und 20 Kilo Lysol. m.

Siemianowitz

Böse Folgen des Silvesterbummels.

In Josefsdorf, ul. Agnieszki, verunglückte ein junger Mann, der 20jährige Paul Schymik dadurch, daß er nach seinem Silvesterbummel in feuchtfröhlicher Stimmung nach Hause kam und da noch ausgelassen in der Wohnung herumtollte. Dabei fiel er mit den Hinterkopfe auf die Kante eines Eimers und blieb besinnungslos liegen. Da er keine Lebenszeichen mehr von sich gab, alarmierte die Mutter die Hauseinwohner, welchen es mit großer Mühe gelang, den bereits blau angelaufenen jungen Mann ins Leben zurückzurufen.

Ein ähnlicher Fall passierte am Silvesterabend in Siemianowitz auf der ul. Browarowa. Ein ebenfalls halbwüchsiger Bursche lag da mitten auf der Straße und hatte von dem zuviel genossenen Karbidgift Krämpfe bekommen. Er schlug mit Kopf, Händen und Füßen um sich, verletzte sich dabei bedenklich und zerfetzte sich seine Sachen. Ja, ja, der Fusel!

Kurzarbeiterunterstützung. Am Sonnabend, den 2. Januar, wird in den Rechnungsbüros die fällige Kurzarbeiterunterstützung an die teilweise Arbeitslosen ausgezahlt.

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Fünf Minuten Gastod

Novelle von C. R. Martins.

Die vom Volke gewählten Vertreter des Staates X. sind im Parlamentssaal in hitziger Diskussion versammelt. Gerade hält der Senator Jobson eine seiner bekannten Reden über die Todesstrafe. Nicht das für und wider steht heute zur Diskussion, diese Frage ist längst abgetan, darüber braucht man sich nicht mehr den Kopf zu zerbrechen. Die Mehrheit hat entschieden, daß diese Art der Strafe in einem Kulturstaate unbedingt beizubehalten sei. Aber, da sind einige zartfühlende „Volksvertreter", die den elektrischen Stuhl abgeschafft wissen wollen. Er sei nicht human genug, die Sache gehe zu langsam. Der Hinzurichtende habe zu lange zu leiden. Das sind die Argumente, die einige Blätter immer wieder zu Angriffen gegen die Regierung veranlassen, die die prinzipiellen Gegner der Todesstrafe aufgreifen und zu Agitationszwecken benutzen.

Jobson findet das zwar alles albern, aber er ist nicht abgeneigt, Konzessionen zu machen. Wofür hat man alle die netten Gase erfunden, weshalb soll man ihre Wirkung erst im Kriege ausprobieren? Die Industrie, die sich solche Mühe gibt, im Falle eines Krieges menschenfreundliche Tötungsmittelchen auf den Markt werfen zu können, kann doch wohl verlangen, daß man ihr Gelegenheit gibt, auch im Frieden die Wirksamkeit ihrer Erzeugnisse auszuprobieren. Das sagt Jobson zwar nicht, aber der erste Oppositionsredner muß es wohl aus seinen Ausführungen herausgehört haben.

Er, der lebhafte und geistreiche Arbeiterführer Swendson, behauptet nämlich in reichlich ironischer Form, daß er als grandioses Zukunftsbild die Reklamen der Gasindustrieen vor sich sähe. Mit Riesenlettern malen es Flugzeuge an den Himmel, zaubern es Lichtreklamen vor die Augen, schreien es Lautsprecher in den Aether: „Heeresverwaltung! Nur unsere Lyditgase verbürgen den Sieg!" — „Nur wer mit Phosphin zieht ins Feld, der kommt zurück als Sieger und Held!" usw.

Zwischenrufe werden laut! „Das steht hier nicht zur Debatte." — „Wir wollen human sein, auch gegenüber Mördern!"

„Gut", sagt Swendson, „findet Ihr es human, einen Menschen in eine Zelle einzusperren und ihn dort mit euren verfluchten Gasen zu töten wie eine weiße Maus auf dem Experimentiertisch? Mein Vorredner behauptet, es sei weniger grausam, einen Menschen in einer Zelle, in der er sich frei bewegen könne, zu töten, ohne daß er die Stunde seines Todes ahne, als ihn auf den elektrischen Stuhl festzuschnallen und dann noch nicht sicher zu sein, ob seine starke Körperkonstitution nicht den elektrischen Strömen allzu lange widerstände! Zugegeben, daß der elektrische Stuhl unsicher und grausam ist, ich finde jede von ihnen vorgeschlagene Methode ebenso gemein und eines Kulturstaates unwürdig. — Und wie wollen Sie experimentieren, wie wollen Sie die Wirkungen am Menschen ausprobieren? Wollen Sie den Delinquenten fragen: vielleicht etwas Blausäure gefällig oder ziehen Sie Arsen vor? —

Sie sprechen von fünf Minuten. Wissen Sie, was das heißt, fünf Minuten lang zu wissen, von irgendwo kommt ein giftiges Gas, fünf Minuten lang den Versuch zu machen, diesem Gas zu entweichen, noch eine Minute des Lebens zu retten? Ich sehe schon den armen Menschen am Boden liegen, in der Hoffnung, man verwendet bei ihm ein Gas, das steigt, oder ihn auf Tische, Stühle oder an den Wänden hochsteigen, weil der Aermste annimmt, das Gas senkt sich. Wenn Sie schon töten müssen, dann machen Sie es kurz! Haben Sie dafür aber keine Gewähr, dann folgen Sie unseren Wünschen, schaffen Sie die Todesstrafe ab!

Swendsons Worte waren nicht ohne Eindruck auf die Volksvertreter geblieben, aber Jobson ließ sich von seiner Auffassung nicht abbringen. Als die Sitzung vertagt wurde, forderte er einige Herren auf, mit ihm die neuen Anlagen zu besichtigen, die im Nachbarstaat zur Gastötung schon in Betrieb waren.

Etwas gruselig war es den Abgeordneten doch zu Mute, als sie die weiten Gänge des Gefängnisses durchschritten und sich der Hinrichtungszelle näherten. Der Gefängnisdirektor erklärte alles, die Zelle, ohne Fenster, aber sonst besser als die gewöhnlichen Gefangenenzellen ausgestattet, die Zuleitungen für die Gase, die Entlüftungsvorrichtungen.

„Und nun, meine Herren, folgen Sie mir bitte in den Nebenraum, damit ich Ihnen die Gasmaschinen erklären kann!"

Die Herren waren froh, diese unheimliche Zelle verlassen zu können. Schnell folgten sie dem Direktor — nur Jobsohn betrachtete interessiert die Zuleitungsrohre und fuhr erst auf, als die Zellentür zuschlug und die Schlösser sich automatisch zuschoben.

„Gefangen", dachte er und mußte lachen. Ihm kam die Sache reichlich komisch vor. Sein hartes Gemüt ließ furchtsame Gedanken nicht aufkommen. Was konnte schon sein, in einigen Minuten würde man ihn vermissen, ihn suchen, die Zelle aufschließen und ihn aus seinem Gefängnis befreien. Er zündete sich eine Zigarette an und betrachtete geduldig die Einrichtung der Zelle.

Da hört er plötzlich Stimmen, lauscht, unterscheidet deutlich die Worte des Gefängnisdirektors: „Und hier, meine Herren, sehen Sie diesen Hahn. Er öffnet die Stahlflasche und das Gas strömt in die Zelle. In kaum fünf Minuten ist der Raum nebenan gefüllt und der Delinquent eine Leiche."

„Könnte man nicht..." Die fragende Stimme ging in Geräuschen verloren. Irgend eine Verschlußklappe mußte die Zuleitung zum Nebenraum, aus der die Stimmen gekommen waren, verschlossen haben.

Jobson zuckt zusammen: „Um Gottes Willen, die werden doch nicht die Gasleitung ausprobieren." Er rennt zu Tür, schlägt mit den Fäusten gegen die Stahlwand, ruft brüllt.. niemand hört ihn. Seine Kaltblütigkeit verläßt ihn, er stürzt sich auf das Zuleitungsrohr, versucht es mit seinem Rock zu verschließen, aber eine sinnreiche Vorrichtung macht das unmöglich.

„Kommt da nicht ein Luftzug aus dem Rohr?" Er lauscht, glaubt das Zischen des ausströmenden Gases zu hören schreit auf, nimmt den Stuhl, der im Zimmer steht und rennt damit gegen die Tür. Man muß ihn doch hören!

Die Sekunden werden ihm zu Stunden. Er hat das Gefühl, als fiele ihm das Atmen schon schwerer. Da springt er auf den Tisch: „Hier wird die Luft besser — aber nein, hier ist sie ja schlechter, viel schlechter!" Sein Körper windet sich am Boden, aus seinem Munde kommen unverständliche Laute. Er betet — wie lange hat er das nicht mehr getan — kalter Schweiß bricht aus. „Um Gottes willen, nur nicht so sterben!" Dann liegt er ganz ruhig, überdenkt sein Leben. Was hat er nun getan, daß er so sterben soll?

Sein Atem geht stoßweise, er fühlt die Kräfte schwinden, jetzt kriecht es auf ihn zu, das Dunkel, das Grausige. — „Ist das der Tod?" — Ein tierisches Brüllen stößt er aus, dann bricht er bewußtlos zusammen.

Man hat ihn gesucht, hat die Zellentüre geöffnet, hat einen alten Mann mit weißen Haaren gefunden, in dem man Senator Jobson erkannte.

Jobson wurde einer der tätigsten Gegner der Todesstrafe. Zwar konnte er nicht mehr im Parlament tätig sein, dort hatte man ihn verlacht, verspottet wegen seiner Angst. Aber ruhig hatte er alles eingesteckt, hatte sich necken lassen, daß er vor frischer Luft, die in die Zelle gepreßt wurde, solche Angst bekommen hätte... Er wußte, was es heißt, fünf Minuten lang diese Todesangst auszustehen.

Sorge und Not

Zwei Schwestern kehrten bei mir ein:
Frau Sorge und Frau Not;
gar garstig ist ihr Angesicht,
nein, sie gefall'n mir wirklich nicht,
Frau Sorge und Frau Not.

Sie richten sich recht häuslich ein,
als wär's für lange Zeit;
nun hocken sie in jeder Eck',
als wollten sie nicht wieder weg
in absehbarer Zeit.

Sie grinsen mich so häßlich an,
Frau Sorge und Frau Not! —
Nun sinn ich nach, tagein, tagaus,
wie schaff ich sie zum Haus hinaus:
Frau Sorge und Frau Not!

Friedrich Hahn.



Zum 20. Todestag des Dichters Felix Dahn

Felix Dahn, der berühmte deutsche Dichter und Verfasser des „Kampf um Rom", starb vor 20 Jahren am 3. Januar 1912, in Breslau. Dahn war von Hause aus Rechtsgelehrter und Geschichtsforscher und gestaltete in seinen Romanen und Dramen in erzählender Form die Ergebnisse seiner historischen Untersuchungen.

Die Armut kauft ein

„Darf es etwas sein?" fragt die Verkäuferin hinter dem Ladentisch. Erst dreht sie mit dem Schlüssel das Uhrwerk, das dem Elefanten als Eingeweide dient, auf, bis dessen Herz zu schlagen beginnt, die paar Schläge, die nötig sind, um die Beine in Bewegung zu setzen, zwanzig Schritt lang, einen halben Meter. Sie setzt das kleine graue Tier, das noch in dieser Winzigkeit etwas von der vormenschlichen Plumpheit an sich hat, auf die Tischplatte, und nun bewegen sich die kleinen Beine, richtig eins nach dem anderen, die dazu dienen, zwischen den lärmenden Militärparaden der tönenden Wochenschauen, für Abwechlung zu sorgen... uffah!

Wie eine Kinderwärterin, die — den Gästen zuliebe — gezwungen ist, den ihr anvertrauten Zögling zu quälen, — „na, willst du denn der Tante nicht das hübsche Gedicht aufsagen?" — beachtet sie den faulen Gang des Tieres, das hastig seine Pflicht erfüllt. Sie schämt sich für das Kind, das vor allen Passanten seine Not verrichten muß. Ohne den Blick zu heben, leiert sie ihre armselige, einfältige Frage vor sich hin: „Darf es etwas sein?" So rufen die schattenhaften Zeitungsausrufer, die nichts mehr sind als Stimmen: „Bee-Zett-am-Mittack', „Das Achtuhr-Aamtblatt", „Die Welt am Aamd"... Aber noch etwas anderes klingt hier mit, eine leise schwingende Bettelmelodie: Sie bettelt! Ja, sie bettelt! Als wäre es ihr Eigenstes, das sie gezwungen sind feilzubieten in diesem Warenhaus, betteln all diese müden Verkäuferinnen: „Darf es etwas sein?"

Nein, liebes Fräulein, es darf nichts sein. Geben Sie es auf, zu rufen, legen Sie ihren Elefanten zurück in die Schachtel, ruhen Sie sich aus! Es hat keinen Zweck, es darf nicht sein! Gucken Sie doch mal auf, mein armes Fräulein, haben Sie doch keine Angst, Sie müssen sich nicht schämen mit ihrem grauen Zwerg, wir sind ja nicht feindliche Käufer rings um ihren Tisch — wir sind wie Sie! Haben Sie sich denn einen Elefanten gekauft, richtig für sich, um ihn nach Hause zu tragen, auf die Kommode zu stellen, für Sonntagnachmittag, wenn der Freund kommt oder die Kleine von der Wirtin daheim ist? Und wir — was können wir? Wir sind arbeitslos. Wir haben... ja, wir haben Zeit, nichts als Zeit. Und hier ist's warm, Fräulein, hier ist's wie im Kino, zu dem es schon nicht mehr reicht bei uns. Hier leuchten Hunderte von Birnen, hier wimmelt es von Menschen, hier ist Betrieb, Betrieb. Da kommen wir her, seit unserer still liegt. Da sehen wir die Pracht, das Leben den Reichtum, es ist alles so sehr sorglos hier, bei Ihrem Elefanten, mein Fräulein. Aber kaufen? Ausgeschlossen! Wir sind es, Ausgeschlossene, wo wir auch sind. Aber seien Sie uns deshalb nicht böse. Es ist ja für die Kinder, sehen Sie, hier meine Göre, die kann doch nichts dafür...

Sie alle können nichts dafür. Sie drängen sich in den engen Gängen zwischen den Tischen, auf denen der Reichtum aufgebaut liegt, ein Reichtum zu ermäßigten Preisen. Ja, unter den Selbstkosten — wegen der Konkurrenz, ein Reichtum, an dem man bestenfalls zugrunde geht. — Was sind das für Menschen? Die Männer sind durchweg mager, schwächlich, mit tiefen, eingefallenen Augen und Händen, die aus lauten dicken Knoten geknüpft sind. Wie halbwüchsige Knaben sind sie, trotz der feuchten, blonden Schnurrbärte, an denen sich die Kälte in glitzernden Tropfen festklammert. Es ist der jämmerliche Anblick wilder Tiere, die gelähmt und todmüde an der offenen Käfigstür hocken. Dieses Stillsein ist bedrückend. Aber, sie haben ja Zeit, Zeit... Und die Frauen: farblos und unterernährt, — aber die Form ist ihren Körpern geblieben, wie einem verdorrten Eichenstamme, der noch im Tode mächtig aus der Erde ragt. Groß sind sie, um einen Kopf größer als diese Männer, die aus den Fabriken und Büros zurückgekehrt sind wie Kinder aus der Schule, mit schlechten Noten und einem schlechten Gewissen, das einer Mutter Schutz bedarf. Breit sind sie, diese Frauenkörper ohne Nahrung, die den letzten Damm vor dem Untergang bilden für Männer, die keine Männer mehr sind, trotz der Energiefalte, die sie sich aus Autoritätsgründen zu bewahren suchen; für diese Kinder, mit denen sie gesegnet gingen, neun schwere Monate lang, um sie mit dem Fluch dieses Lebens zu beladen, noch ehe sie die ersten Worte stammeln konnten. Hart sind die Gesichter, hart die Stimmen, streng und hart ist die Haltung dieser Frauen-Mütter, hart wie Eis ist die Kruste, mit der sie sich umgeben, um die leidende Wärme zu schützen, deren so viele bedürfen.

Und Kinder sind da. Die kleinsten, bei denen die neun Monate Mutterwärme noch vorhalten wie ein Wunder, mit roten Bäckchen trotten sie umher, mit großen Augen, die noch glänzen können. Die der größeren sind schon stumpf, lange ruhen die Blicke auf jedem Gegenstand, aber sie erfassen ihn nicht. Draußen ist die Kälte, hier ist es warm. Daheim ist die Armut, hier der Glanz.

Was ist das für ein Glanz? Verlegen versucht der Vater, dem Kinde dies und jenes zu erklären, — „da, guck mal, Irmgard, guck mal den Elefanten an. Das ist ein Elefant, ist das. Guck mal, er läuft..."

Die Mutter weiß nur eines: Nicht berühren! „Nicht anfassen, hörst du, Ernst, hörst du, was ich sage, du sollst das nicht anfassen!"

Sie dürfen es nicht anfassen, es ist nicht für sie. Sie dürfen sich hier durchzwängen, das kann ihnen keiner verwehren, Kunden sind Kunden, auch wenn sie keine sind. Das Warenhaus ist groß, natürlich, und es gibt viel zu sehen, aber in der Konfektionsabteilung kommt man sich wie ein Dieb vor und zu den Eßwaren geht man besser nicht hin, es ist nicht gesund so auf nüchternen Magen...

Man muß ans Nachhausegehen denken. „Maxe, komm, paß du auf Irmgard auf, Irmgard, gib dem Vater die Hand — wo gehts hinaus, wo ist der — siehst du, wo der Ausgang ist, Max?"

Aber jetzt — man füllt nur Gänge, andere Leute wollen auch rein, man ist im Wege, den anderen, dem Fräulein, den Kindern, sich, der ganzen Stadt der ganzen Welt...

„Darf es etwas sein?" jammert das Fräulein, und diese heulende Grimasse in dem müden Gesicht soll ein Kundendienstlächeln sein. „Es darf nichts sein, Fräulein! Nicht heute. Noch nicht heute. Morgen, vielleicht morgen...

Ein Seemann erzählt

„So ist es, Signore, und wir wollen uns nichts vormachen: Die Kleinen müssen bluten, wenn die großen Herren ihren Bock geschossen. Wie? — Ich soll austrinken? Gern! Aber ich sage Ihnen, Herr, ich hab' keinen Peso, keine Mark, wie man's hier in Hamburg nennt, in der Tasche. — Setzen? — Ja, natürlich; warum sollen wir uns nicht setzen? Man trinkt zuviel, wenn man so an der Theke herumsteht."

Wir setzten uns, und der Wirt stellte die dampfenden Groggläser auf unseren runden Tisch.

„Falsch geraten, Herr! Ein Fünfziger soll ich sein? — Mitte Dreißig bin ich, eben über den Aequator, ja. Ach so, mein Haar? Ja, das ist wohl weiß geworden an den Schläfen; stimmt; aber wenn Sie vor den Gewehrläufen gestanden . . . Ich kann's immer noch nicht fassen, Signore, daß ich in Hamburg bin."

Ich sagte ihm, daß auch ich einmal Soldat gewesen und wohl wisse, was es heißt, ins Mündungsloch dort drüben zu starren.

„Einmal Soldat!" Er lachte, als hätt' ich einen Witz erzählt. „Ich war's zweimal, Herr! Im Krieg und im sogenannten Frieden. Und ich kann Ihnen sagen, daß das zweitemal das Schlimmste war, trotzdem ich doch beim ersten auf Minensuchen vor England war und Anno 16 am Skagerrak."

Ich hielt ihm mein Zigarettenetui hin, zur Versöhnung. „Damned, Sir, englisch, he? — Ich bin so frei. Die letzten raucht' ich am Feuerland, September 14, als wir den „Robby" auf Konterbande untersuchten und ihn dann versenkten. Ha, die ganze Besatzung hatten wir an Bord. Engländer und Chilenen und Spanier, Besatzung und Passagiere. Wir waren der reinste Völkerbund auf unserem Kaperdampfer. Aber als wir dem „Robby" zwei Granaten in die Backbordseite geknallt, da merkten wir, daß wir doch nicht komplett waren. Einen hatten sie vergessen. Der lag in seiner Koje und schlief den Malariaschlaf. War krank, obgleich er doch der Schiffsarzt war, und hatte von allem nichts gemerkt. Hieß Doktor Perrasquez, was ein verrückter Name ist, aber ich hab' ihn nicht vergessen. Ja, Sir, da sackte nun der „Robby" ab, und an der Reeling stand der Doktor, grad' so, wie er aus dem Bett gekommen. Er schrie wie der Teufel, und wir konnten nicht zurück zu ihm, denn gleich mußte der englische Kasten zu den Haien gehen. Schließlich faßt sich der Kerl ein Herz und springt über Bord. Die See ging hoch, und es gehörte schon Courage dazu, aber geholfen hätt's ihm auch nicht. — Natürlich setzten wir ein Boot aus, ich war selbst darin, und Rettungsringe warfen wir wie Bierdeckel."

Zur Unterstützung seiner Rede ließ mein Gast ein paar der Pappscheiben auf unserm Tisch in die Richtung des Schanktisches schwirren.

„Ja, Sir, so war es. Aber greifen konnte der Doktor keinen. Er trieb ab, war verloren und schrie mit letzter Kraft: „Hilf, Mutter Gottes!" — Herr, ich bin kein Katholischer, und die Religion . . . da müßt' man auch mal drüber reden; aber er hatte es deutsch gerufen. Weiß der Teufel, wie er darauf kam. Da bin ich aus unserm Boot gesprungen. Hab' nicht geglaubt, daß ich ihn an Bord kriege; 's ist aber gelungen. Na, und dann brannt' ich mir eine von den Englischen an, von denen sie sagen, daß sie voll Opium sind, was aber Unsinn ist, Herr."

Der Wirt stellte zwei neue Gläser auf unsern Tisch; er mochte das Bierdeckelbombardement als Bestellung genommen haben.

„Aber wollt' ich denn das erzählen, Herr? Von meinem Haar, das weiß geworden, sprachen Sie doch, nicht wahr, Signore? — Das ist noch nicht lang' so. Das haben die da unten gefärbt; die da, tausend Meilen hinter Mexiko. Die einen regieren, und die anderen revoltieren. Das ist überall dort so, Herr, wo Sie auch hinkommen. Ich ging zu denen, die grad' an der Macht waren. Fragen Sie nicht nach Namen, Herr, ich bring' sie doch durcheinander. Ja, wurde also Deckoffizier auf der „Donna Margareta", denn wenn der Deutsche auch seinen Kinnhaken bekam, Anno 18, man nimmt ihn doch wieder gern, wo's nach Pulver riecht. Das soll schon früher so gewesen sein, hab' ich mir sagen lassen. Es war ein feines Leben, Signore; das dürfen Sie mir glauben. Das reinste Sanatorium für einen, der's von der Kasierlichen Marine her anders gewöhnt war. Auch als es hieß, es sei Revolution und die Regierung würde gestürzt, hat uns das die Laune nicht verdorben. Uns war's gleich, wer uns die Löhnung zahlte. Wir lagen auf der Reede und hatten die Geschütze auf die Stadt gerichtet, und als unser Käpten zu feuern befahl, jagten wir unsere Sieben-Komma-Fünf auf den weißen Kathedralturm. — Hätten Sie's anders getan, Signore? Das ging drei Tage gut. Dann aber surrten Flieger über uns, und wenn auch die meisten ihrer Bomben ins Wasser flogen, eine traf doch am Heck, und zwölf Kameraden lagen da — tot und zerrissen. Wir mußten die weiße Fahne hissen, und der Kaptän und seine Offiziere fuhren an Land, um mit der Regierung zu verhandeln. „Allright", sagten sie, als sie zurückkamen, aber sie sagten's in ihrem eigenen Kauderwelsch, denn allright, das ist Englisch, und das kann nicht jeder, aber Sie verstehen es, Sir, nicht wahr?

Wir haben nur gelacht, als die andern an Bord kamen und uns die Hände auf den Rücken banden und uns in die Boote stießen. Sie wollten sich wohl großtun als Sieger; das konnte man ihnen nicht verargen, wie Herr? — Aber dann war es plötzlich da, das Gerücht, und einer sagte es dem andern: Jeder Zehnte wird erschossen. Signore, ich hab' nicht die Nerven verloren. O nein. Einmal glaubt' ich's nicht, und dann — wer sagte denn, daß ich der Zehnte sein müßte? Neun zu eins. Die Wette halt' ich.

Sie haben da ein Campo bei der Stadt, Sir, was soviel ist wie ein Feld, und da bracht' man uns hin, und dann wurden wir aufgestellt in zwei langen Reihen. Ich weiß nicht, wie sie's gemacht haben, aber jeder zehnte Mann, das war kein Einheimischer, das war einer von jenseits der Grenze, und die zwei, die wirklich von ihren eigenen Leuten waren, die hatten schon vorher gesessen wegen Diebstahl und Schlägerei.

Immer fünf von uns wurden vor die Pfähle geführt, und dann krachte die Salve, und sie sanken zusammen. Ein Arzt war dabei; der schaute nach, ob wirklich auch alle tot waren, und wenn einer noch zuckte, gab ihm der Leutnant, der neben ihm ging, aus dem Revolver den Gnadenschuß.

Ja, Sir, und dann hat man mich vorgestoßen, zusammen mit vier andern, und nun wußt' ich, jetzt ist's vorbei. Ich hab die Augen geschlossen und wollte etwas denken, aber da stürzt ja alles durcheinander. Da weiß man nichts mehr. Und mit eins, da spricht wer zu mir, spricht in deutscher Sprache, Sir, und wie ich die Augen aufreiß', da ist's der Doktor Perrasquez, den ich damals vor den Haien bewahrt, als der „Robby" absackte. „Verzählt!" ruft er und ruft es deutsch, was doch keiner verstand, und dann sagt' er's noch einmal in seiner eigenen Sprache, die schwerer ist als Englisch, Sir, das dürfen Sie mir glauben.

Als sie mich losbinden, sink' ich um wie ein Sack und werd' erst wieder wach in einem weißen Bett, und der Doktor steht vor mir, und ich weiß, ich bin gerettet. Er hat mir auch das Ticket gekauft zur Ueberfahrt nach Hamburg, Herr; aber die weißen Haare am Schädel, die hat er nicht wieder braun malen können; nein, Herr.

Auf meine Gesundheit, Sir? Gern, aber, wenn ich es sagen darf, einen guten Bissen würd' ich auch nicht verweigern. Es sind jetzt vierzig Stunden, Signore, daß ich nichts in den Leib bekommen . . ."

Roland Marwitz.



Winter auf der Heide

Ein Bild verblaßt...

Nun ist also die kleine Anni ein Nummergirl geworden. Eines jener Mädchen, die allabendlich von grellen Scheinwerfern beleuchtet, im Pagenkostüm mit lächelndem Gesicht über die Varieteebühne huschen und mit einer Nummer im Arm das Programm anzeigen, während unten schon die Musik die ersten einleitenden Takte in den dunklen Zuhörerraum hineinschickt.

Nun ist sie obenauf! Sie braucht nicht mehr wie sonst ihre acht Stunden an der Schreibmaschine abzusitzen. Sie hat Glück gehabt, und das will etwas heißen. Selbst hübsche Mädchen — und Anni kann sich schon zu ihnen rechnen — haben es heute schwer. Zu selten ist das Glück geworden, und manche begegnen ihm nie.

Mit ihren siebzehn Jahren steht ihr nun die ganze Welt offen. Sie fragt sich manchmal, wenn sie mit strahlendem Gesicht über die Bühne marschiert, ob denn das alles wahr ist und nicht ein Traum, der beim Erwachen wie eine bunte, schillernde Seifenblase zerplatzt.

Ja, es ist wirklich wahr. Ihr Name ging durch die Zeitung, denn man muß wissen, daß sie eines Tages zur Sommerkönigin gewählt wurde. Einige Wochen später engagierte sie das bekannte Varietee. Nachher ist dann ihr Bild sogar in einer illustrierten Zeitung erschienen. Sie wird schon Karriere machen, sagen ihre früheren Kollegen vom Büro. Sie reden noch oft von ihr. Denn jeder von ihnen konnte die kleine Anni gut leiden.

Jetzt ist sie, wie gesagt, obenauf. Ihr lustiges Gesicht strahlt immer, wenn man sie sieht. Nur ihr Verlobter, der Kurt heißt und ein ganz kleiner einfacher Angestellter ist, hat nun einen schweren Stand. Ihm wäre es vielleicht lieber, wenn Anni noch das kleine Mädchen an der Schreibmaschine wäre. Das kleine, unbekannte Fräulein vom Büro, mit dem er Sonntags zum Bootshaus fuhr und in der Woche im Kino saß. Vorbei sind diese Zeiten. Jetzt erwartet er sie jeden Abend am Hinterausgang des Gebäudes, an dessen Giebel rote und blaue Lichtreklamen aufflammen. Dort, wo die Artisten herauskommen, mit fremden und scharfen Gesichtern, steht er und wartet. Scheu in eine Ecke gedrückt — denn niemand soll ihn sehen.

Und während er wartet, denkt er oft an seine Pläne für die Zukunft. Am liebsten möchte er später — denn heiraten wird er die Anni einmal, daran gibt es keinen Zweifel für ihn, mal ein kleines Geschäft aufmachen. Irgendeins, und wenn es nur eine Tankstelle ist oder ein Seifenladen. Nur für sich will er sein und nicht immer vor den hohen Tieren, den Vorgesetzten, dienern. Aber das sind alles Pläne, mit denen man Geduld haben muß. Und wenn er jetzt mit einer Freikarte im Varietee sitzt und sieht, wie sich auf seine Anni tausend Männerblicke richten, dann ist er ordentlich stolz und bekommt einen roten Kopf.

So geht das eine ganze Zeit. Aber dann ist Kurt doch eines Tages sehr geknickt und verzweifelt, und im Geschäft sagen sie alle: „Was ist denn mit Ihnen los? Krank? Oder Trauer?" Er schüttelt jedoch nur den Kopf und sagt kein Wort. Nur zu einem Freunde geht er endlich eines Abends und erzählt ihm alles. „Ja mit der Anni ist es aus! Ganz aus — Schluß!" Dabei stehen ihm beinahe die hellen Tränen in den Augen. Und als der andere fragt, kommt alles so nach und nach heraus: Sie hat ihm ganz einfach gesagt, daß sich jetzt andere Herren für sie interessieren, und daß er sie — nicht mehr abholen möchte. Sie will eben nicht die Frau eines kleinen Angestellten werden. Alle Leute sagen, was für glänzende Partien sie machen könnte. Das müßte er doch einsehen. Es sei nun einmal so gekommen und dagegen könne man doch nichts tun. —

Der arme Junge hat das auch eingesehen. Nur ist es ihm nicht leicht geworden. Er hat sich mächtig zusammennehmen müssen. Und weil ihm bald darauf eine Stelle in Süddeutschland angeboten wurde, hat er Berlin verlassen. Er war ja noch jung — und das Leben lag vor ihm wie ein unbekanntes Land. — —

Darüber sind nun Jahre vergangen. Viele Jahre. Jedes mit 365 Tagen, in denen viel geschehen kann. Aber Kurt ist zäh geworden. Er hat die Zähne zusammengebissen und hat gearbeitet. Und er hat bei aller Arbeit auch ein wenig Glück gehabt. Er ist das geworden, was man so eine erste Kraft nennt. Mit achtundzwanzig Jahren ist er in eine Stellung aufgerückt, um die ihn mancher Berufskollege beneidet.

In all diesen Jahren hat Kurt die Stadt seiner enttäuschten Liebeshoffnungen gemieden. Aber eines Tages ist er doch wieder da — eine Geschäftsreise. Gut sieht er aus, kaum wiederzuerkennen. Er trägt einen schönen englischen Anzug, einen dicken, flauschigen Mantel, und alles an ihm ist elegant und selbstbewußt.

Es ist kurz vor Weihnachten. Am Abend schlendert Kurt durch die Straßen. Die Auslagen der Geschäfte und Kaufhäuser strahlen im hellen Glanz; auf den müdegehetzten Gesichtern der Menschen liegt eine kleine, blasse Vorfreude. Sie lächeln manchmal ein wenig. Während Kurt so dahingeht, die Hände in den Taschen, in Gedanken versunken dem Laufband einer grellen Leuchtreklame folgend, das in kurzen Pausen erlischt und wieder aufstrahlt, geschieht es, daß er plötzlich vor jenem Varietee steht. Wie ein leiser Stich geht es ihm durchs Herz, denn Anni hat er doch nicht ganz vergessen können. Nein, ganz nicht. Etwas ist noch in ihm zurückgeblieben, das manchmal lebendig wird. Er hat ihr damals —, „wie lange ist das eigentlich schon her!" denkt er — noch Briefe geschrieben. Aber nie hat ihn eine Antwort erreicht.

Und jetzt steht er wieder wie damals vor dem Bühneneingang und zittert beinahe ein wenig und denkt: Jetzt müßte sie herauskommen. Er steht da und wartet und sieht die Artisten heraustreten, lauter fremde Gesichter — aber Anni ist nicht dabei —, und er wartet noch, bis endlich der Portier kommt und brummelnd die Tür zusperrt.

Hat er doch noch eine leise Hoffnung gehabt? Er weiß es selber nicht genau. Es ist vieles so unverständlich im Leben; man muß es hinnehmen, und es lohnt sich nicht, darüber nachzudenken und zu grübeln. Irgendwo in Kurt steckt noch dieser leise Schmerz. Er fühlt sich ein wenig zu kurz gekommen. Er möchte wissen, was aus dem Mädel geworden ist, und denkt: warum hat das alles so kommen müssen? Warum? Dann aber fällt ihm ein: Man muß nach vorwärts sehen und unter das Vergangener einen Strich ziehen. Das Leben ist weit und groß und schwierig. Man darf sich nicht bei Dingen aufhalten, die einen nichts mehr angehen. Wer weiß, was aus ihr geworden ist! Jeder muß doch den Weg gehen, den ihm das Schicksal vorzeichnet. — In Gedanken sieht er noch ihr Gesicht und hört ihre helle lachende Stimme, die so zärtlich klingen konnte. Es ist, als würde noch einmal das Vergangene lebendig werden.

Doch dann gibt er sich einen Ruck — und geht langsam weiter. Und ein Bild, das einmal hell und strahlend in ihm war, verblaßt allmählich und für immer . . .

Alfred Prugel.

Kein Grund zur Aufregung

„Was machd denn mei Hase für ä Gesichdjn?"

„Ich därf doch noch mid meinem Gesichde machen, was ich will!"

„Gugge mal einer an! Mei Hase had schlechde Laune! Du hasd wohl böse Milch gesoffen, saachemal? Dir is woll die Buddr von der Bemme gerudschd?"

„Gib dir geine Mühe; Ueber dich weeß'ch jetzt Bescheid!"

„Na, da wird's awrooch Zeid, nachdem daß mir nu schon zwei Jahre gegeneinander vrheirad sind. Was hamse dir den" widdr von mir erzähld?"

„Du häddsd mich bloß genommen, weil ich von meinem Onkel Ardur den Golonjalwarenladen geerbd hawe! Desdrwäjn häddsd du mich geheirad!"

„Awr, mei Hase, das mußd du doch selwer einsähn, daß das großer Gwadsch is. Das is Gwarg is das, der reenste Grümelgäse! Wie du bloß so 'nen großen Gähr glauben gannsd, das vrschdeh ich nich, mei Hase. Ich hädde dich nadierlich auch genommen, wenn du den Golonjalwarenladen von jemand anderem geerbt häddsd . . . . ."

Die Begnadigung

Von Hermann Nöll.

Die Gebrüder Karl und Robert Hain waren plötzlich verhaftet worden. Ihre Verhaftung hatte in der kleinen Stadt, in der sie geboren waren und seit langem schon lebten, großes Aufsehen erregt. Sie sollten gemeinsam einen reichen Bauern erschlagen und beraubt haben, bestritten aber die Tat und beteuerten ihre Unschuld. Doch es half ihnen alles nichts: sie blieben in Haft und wurden schließlich nach langer Untersuchung vor die Schranken des Gerichts, vor die Geschworenen gestellt. Bleich und bedrückt, von der Untersuchungshaft angegriffen und müde, saßen sie in der Anklagebank, vor ihnen ihre Verteidiger, zwei stadtbekannte Rechtsanwälte. Keiner der Brüder sprach ein Wort, Stumm und gleichgültig stierten sie vor sich hin. Die Richter und Verteidiger gaben sich die größte Mühe, sie zum Sprechen zu bewegen. Aber alles blieb vergeblich. Dies einsehend, schleuderte ihnen der Vorsitzende des Gerichts einfach das ihnen zur Last gelegte Verbrechen ins Gesicht.

In diesem Augenblick wurden die beiden Angeklagten munter. Jeder beteuerte sofort seine Unschuld und beschuldigte den anderen. Karl behauptete, Robert wärs gewesen, und Robert behauptete, Karl... Diese gegenseitige Beschuldigung hielt eine Weile an und versetzte sie in eine solch maßlose Wut, daß sie schließlich blindlings wie zwei Kampfhähne aufeinanderstürzten und sich nach allen Regeln der Kunst verprügelten. Karl packte blitzschnell einen Stuhl und schlug auf Robert ein. Die Zuhörer flüchteten angstvoll aus dem Saal, und die Richter zogen sich schweigend zurück. — Wachtmeister und Gerichtsdiener eilten hinzu, rissen die Prügelnden auseinander und schafften sie schleunigst in das nahegelegene Gefängnis. Eine sogenannte Tobzelle, die keinen einzigen Gegenstand enthielt und an den Wänden dick gepolstert war, nahm die beiden auf. Hier hatten sie sich recht bald beruhigt. Nach einer Stunde fand sich der Gerichtshof wieder im Verhandlungszimmer ein und ließ sich die beiden Brüder von neuem vorführen. Zerkratzt und mit blauen Augen nahmen sie in der Anklagebank Platz. Wieder sprachen sie kein Wort. Der Richter konnte fragen, was er wollte: es war einfach nichts mehr aus ihnen herauszubringen.

Da verlor schließlich das Gericht doch die Geduld, und da die Tat so gut wie erwiesen war, so zog es sich kurzerhand zur Beratung zurück. Nachdem die Geschworenen die beiden Brüder schuldig gesprochen hatten, erschien das Gericht wieder und der Vorsitzende verkündete das Urteil. Es lautete für jeden wegen Raubmordes auf lebenslängliche Zuchthaushaft. Kalt und schneidend kam es von seinem Munde und bohrte sich wie ein rostiges Messer in die Herzwand der Brüder. Heulend wie rasende Tiere sprangen sie von der Anklagebank auf, fielen schimpfend und fluchend über einander her und prügelten sich, bis sie aus Mund und Nase bluteten. Die Wachtmeister ließen sie einen Augenblick gewähren. dann rissen sie die beiden auseinander und brachten sie ins Gefängnis zurück. Die Anstaltsleitung traf hier für sie besondere Anordnung. Sie wurden streng getrennt.

Erst, nachdem das Urteil rechtskräftig geworden war, und sich die Zuchthaustore hinter ihnen geschlossen hatten, kamen die beiden Brüder wieder zusammen. Allein auch im Zuchthaus hielten sie keine Ruhe. Bei jeder Gelegenheit beschimpften und verprügelten sie sich. Daher kam es, daß auch die Zuchthausleitung recht bald dafür sorgte, daß sie nicht mehr zusammenkommen konnten. Sie konnten sich jetzt höchstens noch in der Kirche sehen. —

Viele Jahre vergingen so. Die feindlichen Brüder waren alt und grau geworden und hatten sich in dieser Zeit nur ab und zu von weitem in der Kirche gesehen. Karl war ein fleißiger Tütenkleber und Robert ein fleißiger Fußmattenmacher geworden. Sie führten sich tadellos und fehlten nie zum Gottesdienst, der von einem alten weißhaarigen Geistlichen jeden Sonn- und Feiertag innerhalb der Zuchthausmauern abgehalten wurde. Bei der Anstaltsleitung waren sie deshalb gut angeschrieben und der Pfarrer hatte sogar hinter ihrem Rücken ein Gnadengesuch an den Reichspräsidenten eingereicht und hoffte, daß sie am nahenden Weihnachtsfest begnadigt würden.

Weihnachten kam heran. Die Glocken läuteten. In der Anstaltskirche veranstaltete der Geistliche für seine Gemeinde eine Feier. Alle Insassen waren eingeladen und alle, selbst die Kranken, waren erschienen. Vor dem Altar war ein großer, schöngeschmückter, strahlender Tannenbaum aufgestellt und warf sein glitzerndes Licht auf die bleichen Gesichter der Gefangenen, deren Augen zum ersten Male wieder strahlten, wie einst an diesem Tage in der Kindheit. Keiner muckste sich. Still und verträumt saßen sie da und dachten weit in die Vergangenheit zurück...

Plötzlich begann die Orgel zu spielen: „Stille Nacht, heilige Nacht..." Alle Gefangenen stimmten ein und sangen aus vollem Halse. Dies Lied konnte ja jeder auswendig. Rauh und schrill klang es in dem dumpfen Raum. Als es beendet war, erschien der Geistliche und stellte sich neben den Tannenbaum, die Geburtsgeschichte über Christus verlesend. Geheimnisvoll und feierlich klang seine Stimme, und die Gefangenen hörten aufmerksam mit zu.

Zum Schluß wünschte der Geistliche allen ein frohes, gesegnetes Weihnachtsfest und verkündete noch, ein Schriftstück aus seiner Tasche nehmend, daß die Gebrüder Karl und Robert Hain begnadigt worden seien und noch heute abend entlassen würden. In diesem Augenblick entstand ein lautes Gepolter: die feindlichen Brüder sprangen auf, bahnten einen Weg durch ihre Leidensgenossen und stürzten rasend aufeinander... „Deinetwegen hab ich zwanzig Jahre im Zuchthaus gesessen!" schrie Karl puderrot im Gesicht und schlug dem Bruder Robert die Faust ins Auge, daß er im Nu das schönste Farbenspiel sah. — „Und ich habe Deinetwegen zwanzig Jahre im Zuchthaus gesessen!" brüllte Robert und stieß Karl mit beiden Fäusten und aller Kraft gegen die Brust, daß er stöhnend niederstürzte und im Fall den Christbaum mit zu Boden riß. Ein ohrenbetäubendes Gelächter entstand, entrang sich jubelnd der Brust der Anwesenden. Der Geistliche rang die Hände und traute seinen Augen nicht. Wachtmeister, die zum Schutze überall in den Ecken der Kirche standen, sprangen herbei und rissen die ringenden Brüder, die sich auf der Erde herumwälzten, auseinander. — Eine Stunde später waren die feindlichen Brüder entlassen und schlichen scheu und schweigend nach Hause.

Wölfe vor dem Kaffee

Gesehen hat sie als erster der Wasserträger. Er hielt gerade das Servierbrett in beiden Händen. Deshalb konnte er auch die Zigarette nicht von den Lippen nehmen. Sie einfach auszuspucken, dafür schien sie ihm zu kostbar. So unterblieb der Schrei, den er nun in seine Miene legte. Dabei riß er die Augen mächtig auf. Sofort taten es ihm die andern nach, nur gelang es nicht allen. Den meisten saß nämlich schon der Schnapsnarr auf den Lidern. Vorerst wußten sie gar nicht, warum sie große Augen machten. Sie ahnten nur, daß sie es nicht umsonst getan hatten. Als sie dann dem Blick des Wasserträgers gefolgt waren, hielt mancher von ihnen den Atem an. Vor dem Fenster huschten nämlich dunkelgraue Felle hin und her. Wölfe! Das Wort lag auf allen, auch den schwersten Zungen.

Etwas merkwürdig führte sich im ersten Schreck der dicke Dorfrichter auf: er stopfte sich die Zeigefinger in die Ohren und zog die Knie fast bis zur Tischplatte hoch. Was einem angesichts seines Bauches erstaunlich dünkte. Auch der Basaraufseher machte allerhand Spazettln. Erst glaubte man, er müsse nießen, als er plötzlich laut zu stöhnen anhub. Das hörte sich in dem kleinen Gastzimmer etwas schauerlich an. Den andern mag dabei kalt geworden sein. Uebrigens schien es sinnlos, so zu stöhnen. Die Biester hatten gar keine Chance, in das Kaffee zu dringen. Tür und Fenster waren ja zu.

Die grimmige Kälte, die ihnen das Vieh in den Ställen kaput machte, hatte also auch die Wölfe wieder einmal ins Dorf gebracht. Wann es das letzemal gewesen war, daran konnten sich nur der Dorfrichter und der Basaraufseher erinnern. Dem einen hatte das Ereignis die Haare weiß gefärbt, dem andern zwölf Schafe gekostet. Deshalb ihr merkwürdiges Gebaren. Aber niemand lachte darüber. Hatte doch jeder mit Schluckbeschwerden zu tun. Denn schließlich kannten sie alle die Geschichte vom Wolf. Der hatte drüben im Bulgarischen die Hammeln eines ganzen Ortes abgemurkst und obendrein zwei Bauern in Stücke zerrissen. Also hatte der Dorfrichter allen Grund, seine Beine hochzuziehen. Vielleicht hätte der erste Schreck sie alle zu Albernheiten verleitet, wenn nicht die zwei Mädel aus Kumanovo dagewesen wären.

Den beiden lag sichtbar nichts daran, mutig zu erscheinen. Das war nicht ihre Sache. Man hat sie zu andern Dingen in dieses Nest geholt. Sie hatten Schnaps zu trinken, und zwar recht viel, sich den Männern auf den Schoß zu setzen, sich abknutschen zu lassen, und jenen, die auf das Geld nicht sahen, hinter den Küchenverschlag zu folgen. Sie taten auch sehr ängstlich, nur wußten sie nicht recht, wie sie sich dabei anstellen sollten. Daß sie die Hände an die Brust zu drücken hatten, war klar. Nicht aber, ob sie wimmern oder an ihren Fingern lutschen sollten. So taten sie eben von jedem ein bißchen.

Aber weshalb sie gekommen waren, vergaßen sie dabei nicht. Der Weg hierher war ja ein gar weiter. Und der Küchenverschlag lag wohl keinem der Männer mehr im Sinn. Der dummen Wölfe wegen sollte sie nun ohne... Gar nicht, die eine, übrigens ein niedliches Ding, hatte bereits die Geldbörse des immer nach altem Fett stinkenden Hammelhändlers zwischen Hemd und Bauch liegen. Aber vielleicht war die Börse leer. Die Menschen sind ja so schlau, tragen das Geld oft ganz woanders. Sie drückte sich deshalb an den noch immer stöhnenden Basaraufseher. Aber der holte ihre Hand wieder aus der Tasche heraus, in der sie eigentlich nur die Gebetschnur gefunden hätte. Und er ließ die Hand nicht los. Sie mochte rütteln und ziehen, soviel sie wollte. Noch ein lauter Stöhner, und der Mann wendete sich dem neuen Ereignis zu. Die Wölfe konnten in seinen Stall einfallen, Hühner und Schafe auffressen, gut, er hatte über diesen Gedanken gestöhnt, mehr konnte er nicht tun. Aber die Hand, die ihn ums Geld bringen wollte, die hielt er fest, mit der konnte er machen, was er wollte. Als er sich darüber ganz klar war, fuhr er hoch und riß das Mädel bis in die Mitte des Raumes. Dabei schrie er immerfort nach seinem Gelde. Darüber waren die andern froh, sie brauchten nun nicht mehr zum Fenster hinausschauen.

Und in ihrer Freude wollten sie gleich über das junge Weib zu Gericht sitzen. Der Dorfrichter war ja da, doch wollte der die Füße nicht zu Boden stellen. Also wählten sie den Gewürzkrämer zum Richter. Der war auch dick und weißhaarig. Er griff dem Mädel an die Brüste, tastete es lange ab und fand endlich die Geldbörse des Hammelhändlers. Zwischen diesem und dem Basaraufseher kam es nun zu einem heftigen Streit, in den sich, einer nach dem andern, auch die übrigen Gäste mengten. Ein Stuhl wurde umgeworfen und dann noch einer, die Tische wankten, Gläser fielen zu Boden, auf dem sich einen Augenblick später auch der Dorfrichter befand. Ueber ihn stolperte der Gewürzkrämer, so daß nun zwei auf dem Boden lagen. Als sie alle von der Sache genug hatten, wischten sie sich den Schweiß von den Nasen, rückten die Stühle zurecht und räumten die beiden Weißhaarigen auf die Seite. Die waren nämlich mittlerweile eingeschlafen. Wahrscheinlich waren sie der vielen Aufregungen müde geworden.

Nun hätte man wieder zu richten begonnen, aber das Mädel war nicht da. Auch das andre nicht. Beide waren verschwunden und, wie man gleich daraufkam, mit ihnen die Geldbörse des Hammelhändlers. Auch die Geldbörse des Basaraufsehers war weg, diesmal wirklich, und, wie es sich später herausstellte, auch die Geldbörse des Dorfrichters und die des Gewürzkrämers. Uebrigens griff sich auch der Cafetier in die Haare, so daß man annehmen mußte, ihm fehle ebenfalls die Brieftasche. Man erhob nun ein großes Geschrei, rief nach dem Galgen und fing zu suchen an. Hätte man nicht den Galgen mit ins Spiel gebracht, so wäre man hinter dem Küchenverschlag auf die beiden Mädels gestoßen. So fand man nur die Tür, die zu den Maisfeldern führte, offen. Den beiden waren also die Wölfe nicht fürchterlich genug, den Männern aber das Leben lieber als das Geld. Sie schlugen deshalb die Tür wieder zu. Verbittert und wütend überdachten sie ihre Lage, tranken dazu Schnaps, den ihnen der Cafetier kreditieren mußte, und als sie am Morgen aus ihrem Rausch erwachten, waren die Eisblümchen an den Fenstern und die Wölfe vor dem Cafe weg.

Nachmittags fand man dann ein Stück außerhalb des Dorfes die beiden Mädel. Nur waren sie tot und fürchterlich zugerichtet. Von den verschiedenen Geldbörsen fand man aber nicht eine Spur. Worüber man sich sehr wunderte. Denn bisher hatte man noch nichts davon gehört, daß Wölfe auch für Geldbörsen ein Interesse haben.

Wenige Monate später ließ der Cafetier sein Geschäft auf den Glanz herrichten. Ueber die Tür wurde ein großes Schild gehängt, auf dem man lesen konnte, daß es sich hier um ein Grand-Cafe handle. Und der Wasserträger bekam eine schneeweiße Bluse und ein neues Servierbrett. Das und die Bluse hatte er sich ausbedungen, als er seinem Herrn die verschiedenen Geldbörsen abliefern mußte.

Englischer Humor

Für den Nichtbriten ist es interessant, die Objekte kennenzulernen, auf die sich die Pfeile des englischen Humors richten. Nachstehend seien ein paar besonders hübsche Blüten englischen Witzes mitgeteilt, die wir in Londoner Blättern fanden:

Wenn man den Berichten trauen darf, so haben die Chinesen merkwürdige Ideen. Es scheint, daß sie ihre Kriege alleine bezahlen.

*

Einer von 400 Amerikanern, behauptet die Statistik, ist geisteskrank. Und die anderen 399 singen die Schlager, die er schreibt.

*

Ein Besucher von Doorn erzählt, der Exkaiser scheine sich nunmehr jahrelang gut benehmen zu wollen. Die ganze Welt leidet allerdings augenblicklich noch darunter, daß er sich einmal jahrelang schlecht benommen hat.

*

Es ist prophezeit worden, daß im Jahre 2000 die Benzinvorräte der Erde zu Ende sein werden. Aber das macht nichts. Bis dahin wird es so viele Autos geben, daß sie sich sowieso nicht mehr vom Fleck rühren können.

*

Ein Gelehrter behauptet, daß sich die Schmetterlinge schon auf zwei bis drei Meter Entfernung erkennen. Man könnte sich als Erklärung denken, daß Schmetterlinge sich nicht anzupumpen pflegen.

*

Als Post nach seinem Flug um die Welt wieder in Neuyork eintraf und todmüde aus dem Apparat kletterte, begrüßte ihn als erste seine Frau. Er umarmte sie und fragte: „Sind meine Hemden schon von der Wäsche zurück?" — In der Tat, sie waren wirklich schon zurückgekommen. Er hatte die Welt umflogen und währenddessen waren die Hemden in der Wäscherei gewesen. Die Wäscherei hat mit einer Nasenlänge gesiegt.

*

Der Weise, der uns empfahl, beide Seiten anzuhören, lebte vor Erfindung der Grammophonplatten.

*

Wie unterscheidet man Fliegenmännchen von Fliegenweibchen? Ganz einfach: die Männchen sitzen am Kartentisch, die Weibchen auf dem Spiegel.



Aus der Wunderwelt des Schneeschuhfahrers

Ein vorbildlicher Quersprung am Hang.

Jetzt beginnen die schönen Tage des Schneeschuhläufers. Auf den Bergen liegt dicht die weiße Decke, auf der es nun gilt, sich in Langläufen und Sprüngen zu üben.

Marabu

An einem strahlenden Frühlingsnachmittage kehrte ich einmal aus purer Faulenzerei in einem kleinen, dunklen Kaffeehaus ein. In dichte Rauchwolken gehüllt saßen an einigen gelb gewordenen Marmortischchen schweigsame merkwürdige Gestalten, die grübelnd ihre langen Nasen über die Tische herunterhängen ließen. Die gekrümmten Schultern, die merkwürdigen kurzen Radmäntel mit fast ebenso großen aufgestellten Kragen, die riesigen Halskrausen glichen, die wichtigen, düsteren Mienen — das alles erinnerte mich verblüffend an eine Reihe ebensolcher Vögel mit langen Nasen, mit Krausen und den langen, nackten Hals, die mit genau so blöd-wehmütiger Miene dahockten — an die Vögel Marabu.

„Marabu!" schrie ich lachend in das düstere Zimmer hinein. Die Gestalten rührten sich nicht, aber vom Kleiderständer löste sich ein dunkler Diener los, der gleichfalls einem abgenützten Marabu ziemlich ähnlich sah, und antwortete mit heiserer Stimme: „Die sind nicht da!"

Alle Marabus, außer dem Garderobier, saßen hinter Schachbrettern. Einige spielten nicht, beugten sich aber auch über die Tische, nickten mit ihren langen Nasen und starrten. ohne mit der Wimper zu zucken, auf die Figuren aus schwarzem und gelbem Holz, die in sonderbaren, für mich unverständlichen Kombinationen aufgestellt waren. Vom Hörensagen war mir bekannt, daß es Bauern, Springer und Läufer gibt, und nach meiner sonderbaren Gewohnheit aus lauter Langerweile allerlei Unsinn zu lesen, hatte ich oft auf den letzten Seiten der Zeitung die für mich rätselhafte Rubrik durchgesehen und es war mir im Gedächtnis geblieben, daß fast jede Partie mit dem geheimnisvollen Zuge „Bauer e2—e4" beginnt.

Einer der Spieler hob inmitten des allgemeinen Schweigens lautlos die Hand und rückte eine Figur schräg um zwei Felder vor. Alle Zuschauer machten eine angespannte Bewegung. Ich aber griff mir an den Kopf und rief entsetzt aus: „Gott! Das soll ein Zug sein?! Sie sollten den Springer doch hierher stellen."

„Das kann ich doch nicht!" wandte sich der Mummelgreis ärgerlich nach mir um. „Er wird doch hier von dem Bauern geschlagen!"

„Und wenn schon. Dafür werden Sie aber nach zehn Zügen einen riesigen Situationsvorteil haben. Dieses Gambit existierte in einer Variante bereits bei Professor Labatschewsky."

Einer der Zuschauer sah mich neugierig an und sagte: „Dort ist ein Tischchen frei geworden... Wollen wir eine Partie zusammen spielen?"

„Wenn Sie ebenso spielen, lehne ich ab", sagte ich würdevoll.

„Warum?"

„Weil meine Beziehungen zu Menschen, die Stiefel nähen, sehr klar definiert sind: ich bestelle bei ihnen nur Stiefel und lasse mich in keine anderen Spiele mit ihnen ein! Um mich übrigens ein wenig zu zerstreuen, würde ich nichts dagegen haben, gegen zehn ihrer besten Spieler zugleich zu spielen. Es wird mir eine Leichtigkeit sein, Sieger zu bleiben..."

„Aber wissen Sie denn, daß einige von uns bei den letzten internationalen Wettkämpfen preisgekrönt worden sind?"

„O, das ist mir ganz gleich", zuckte ich verächtlich die Achseln.

Ich hatte so laut gesprochen daß alle Marabus auf uns aufmerksam geworden sind. Zuerst starrten sie mich in wilder Verblüffung an, sprangen dann aber auf, notierten ihre Partien, und nachdem sie sich flüsternd beraten hatten, erklärten sie sich zum Turnier bereit. Während ich gleichmütig eine Zigarette rauchte, waren einige Marabus damit beschäftigt, zwölf Schachbretter auf zusammengerückten Tischen aufzustellen. Zwölf ausgewählte Marabus setzten sich wie dressierte Vögel stramm in einer Reihe und steckten sofort mit einer professionellen Gebärde die Nase über die Bretter.

„Sie haben den ersten Zug, verehrter Herr!" wandte sich der Schiedsrichter, ein Greis mit trüben Augen, an mich.

Ich glaubte, meinen Scherz nun weit genug getrieben zu haben. Aber es wollte mir nicht einfallen, wie ich jetzt von hier wegkommen sollte. Im Vorrat hatte ich den ersten Zug, der mir aus den rätselhaften Schachrubriken in Erinnerung geblieben war, und ich rief gebieterisch aus: „Meine Herren! e2—e4! Ich ersuchte Sie, für mich zu ziehen!"

Zwölf gelbe Hände streckten sich nach den Figuren aus, und zwölf Figuren auf zwölf Brettern rückten um zwei Felder vorwärts. Die rauhe, dünne Stimme des ersten Spielers von rechts knarrte: e7—e5. Ich betrachtete von fern aufmerksam die Bretter, begriff gar nichts und versank in Nachdenken. Es war wohl Zeit für mich, zu verduften. Aber ich zuckte ironisch die Achseln und verkündete in entschlossenem Tone: „b1—b3.."

Sämtliche Marabus blickten verblüfft zu mir auf. „Sie wollten wahrscheinlich sagen: b1—c3?"

„Ich will das sagen, was ich für notwendig halte", meinte ich trocken.

„Aber einen solchen Zug gibt es doch nicht!... Der Springer kann doch nicht in gerader Linie vorwärts gerückt werden!"

„Sie meinen, nicht? Haben Sie denn noch nie von dem Cambit des Marabu gehört?" sagte ich mit giftigem Lächeln.

„Ein solches Gambit existiert nicht!" schwirrten Dutzende Stimmen um mich herum.

„Wi—irrkli—ich?... Ihr hockt in diesem üblen, rauchgeschwängerten Loch, habt alles auf der Welt vergessen und habt in stumpfer Trägheit auf alle Errungenschaften verzichtet, die in letzter Zeit in diesem großen, schlauen, edlen und wahrhaft königlichen Spiel, das Schach heißt, gemacht wurden..."

„Er ist verrückt", sagte jemand aus einer Ecke.

„Verrückt?" schrie ich mit gut gespielte Wut. „Ja! Ueberall und immer hat man alle Neuerer, Erfinder, Propheten, alle Märtyrer der Wissenschaft, alle Philosophen für verrückt erklärt. Aber hat sich deshalb etwas verändert? Steht der Fortschritt still? Wie früher ragt der Eiffelturm unerreichbar hoch empor, und die unterirdischen Eisenbahnen umspannen die Erdrinde immer mehr und mehr mit ihrem Stahlnetz. Ich behaupte, daß das Gambit Marabu existiert! Es gestattet mit dem Springer in gerader Linie zu ziehen, und wenn ihr euch weigert, es anzuerkennen, werde ich euch eine laute Anklage ins Gesicht schleudern: grimmige Maulwürfe, versteckte Feiglinge, Eulen, die Angst bekommen haben vor dem frischen Luftstrom und vor den Sonnenstrahlen, die in meiner Gestalt in die tote, erstarrte Atmosphäre der Verwesung und des Moders eingedrungen sind! Nein! Genug Hinaus in die frische Luft!"

Während Dutzende empörter Stimmen um mich herum schrien und heulten, ging ich ruhig zum Kleiderständer und zog mich an. Einige Marabus sprangen um mich herum, schwenkten die Arme wie Flügel hin und her und knarrten mit den eingerosteten Stimmen. Aber ohne sie zu beachten, setzte ich den Hut auf, richtete mich streng und ruhig empor und schritt würdevoll aus dem muffigen, düsteren Zimmer hinaus.

Die frische Luft der Straße empfing mich liebevoll und voll Wonne die Augen zukneifend lachte ich der hohen Sonne entgegen... (Deutsch von S. Birissoff und V. Skidelsky.)

Die Stuttgarter Schloßruine weiter eingestürzt

Die vereisten Trümmer der Ruine des Alten Schlosses zu Stuttgart, wo sich nach Erlöschen des Brandes weitere Einstürze von Gebäudeteilen ereigneten.

Die Wohltat

Ein vierschrötiger Mann mit apoplektisch blaurotem Gesicht hatte mehrere Freunde zu einem Essen in ein Weinlokal geladen. Er mochte irgendeinen günstigen Abschluß gemacht haben; derartiges geschieht trotz allem auch heute noch. (Die unergründliche Vielfältigkeit des Lebens, verstehen Sie, Leser!) Jedenfalls saßen sie da nun seit Stunden und füllten sich an. Alle hatten rote Köpfe. Ein halbes Dutzend leerer Flaschen stand am Boden — daß es nicht zu aufreizend wirke, denn sie saßen am Fenster nach der Straße. Dürkheimer Feuerberg, Jahrgang 23, ein Wein, der es in sich hat.

Die erste Lustigkeit war schon ein bißchen verpufft! Die Erinnerungen an gemeinsame Erlebnisse waren ausgetauscht; gangbare Witze hatten sich erschöpft. Der eine und andere, an so üppige Sachen nicht mehr gewöhnt, döste schon vor sich hin.

Was nun?

Einer der Gäste blätterte in einer Illustrierten; eben hatte er dieses Bild aufgeschlagen: Eine junge Dame, dürftig aussehende Mutter mit einem kleinen Kind. Darunter stand: Der Winter naht — hilf auch du!

Der schon ein bißchen angesäuselte Gastgeber stierte eine Weile auf das Blatt. Plötzlich kam ihm eine weinselig-wehleidige Idee: Man sollte auch etwas tun, sein goldenes Herz beweisen. Außerdem war die Unterhaltung, wie gesagt, am Verebben.

„Wißt ihr was," sagte er zu den herumblödenden Freunden: „ich hole irgendeinen von der Straße herein und traktiere ihn tüchtig mit Essen und Trinken."

Die anderen wurden ein bißchen munterer.

„Wer das glaubt, daß du das tust!" sagte einer, der Grund haben mochte, zu zweifeln.

„Und ob ich es tue!"

Richtig beleidigt war der Gastgeber, daß man sein gutes Herz anzweifeln könne.

„Wetten?!" fragte er herausfordernd.

Da wurden alle lebendig und wetteten um die Kosten der Wohltat.

Durchs Fenster sah man zu viel brauchbare Objekte vorüberhasten. Hungernde, Frierende, graugrüne Gesichter — man brauchte wahrhaftig nur zuzugreifen.

Der Vierschrötige erhob sich, schon ein bißchen taumelig, und ging hinaus; die Freunde, nun ganz kregel, beobachteten ihn durch das Fenster. Sie sahen, wie er einen dürftigen Menschen ansprach. Ein Wortwechsel schien zu folgen. Der Mann ging weiter und schimpfte im Gehen zurück — offenbar ein Mißverständnis. Die Zuschauer wieherten und rieben sich die Hände.

Da — was war das! Sie sahen den Freund plötzlich im Gespräch mit einem zwar etwas schäbig angezogenen, aber intelligent aussehenden Menschen. Nun gingen sie zusammen auf die Tür zu. Also doch!

Das wurde direkt spannend.

Der aufgelesene Mensch hatte eine merkwürdige sichere Art, sich unter den Herren niederzulassen. Es schien, als ob er die etwas schwulste Bekomplimentierung gar nicht bemerkte. Die Art, wie er dasaß und die tapsige Erklärung des Gastgebers mit der Hand wegzuwischen schien, machte Eindruck. Wie er die Speisekarte hielt und studierte und beiläufig zur Bedingung machte, daß die Herren — zur Gesellschaft— natürlich auch noch eine Kleinigkeit mitessen müßten, das alles bewirkte, daß die Versammlung recht kleinlaut wurde.

Bei der Bestellung erwies sich der Mensch so zivilisiert und kenntnisreich, daß der Ober, in Respektshaltung, ausschließlich mit ihm konferierte, und zwar mit Seitenblicken, als ob er die Anwesenheit der anderen mit Rücksicht auf den bestellenden Herrn nur eben tolerierte.

Die Speisen kamen und der Fremde aß elegant und mit stattlichem Behagen. Die anderen, wohl oder übel gezwungen, noch einmal mitzutun, folgten ihm unter peinlicher Beachtung aller Regel der besseren Lebensart. Selbst der Gastgeber, dem schon ab und zu das Messer aus der Hand fiel, disziplinierte sich angesichts des strengen Vorbildes zu ordentlicher Haltung.

Ueber der ungewohnten Anstrengung, die Form zu wahren, sickerte das Gespräch spärlich. Es bestand eigentlich nur mehr in bereitwillig — um nicht zu sagen: gehorsam-erteilten Antworten auf knappe, wenn auch höflich stilisierte Fragen von seiten des Fremden.

So verging eine knappe Stunde. Der Herr — wie ihn jetzt alle in Gedanken zwar knirschend und mit Vorbehalt, aber doch widerspruchslos nannten — sättigte sich mit gemessener Ausdauer. Er trank eine halbe Flasche Burgunder und rauchte sich mit Genuß eine dicke Zigarre an.

Dann stand er auf.

Die kleine Versammlung erhob sich wie auf Kommando und erwiderte hastig respektvoll seine gemessene Verbeugung. Der Ober riß eilfertig und tiefergeben die Tür auf — weg war die Erscheinung.

Eine Pause der Erstarrung folgte.

„Das ist die Höhe!" sagte der Gastgeber, die Faust auf den Tisch fallen lassend. „So ein Lümmel! Der tut ja gerade, als ob unsereiner keine Spur von Lebensart hätte!"

Da fiel ihm ein, daß er immerhin die Wette gewonnen hatte, und daß die anderen zu mindesten für das Essen des Mannes aufzukommen hatten. Darum schloß er, nun schon wieder gemäßigt und etwas nachdenklich: „Bei Wohltaten riskiert man eben immer, daß sie an Unwürdige kommen!"

Der Franzel...

Die vierzigjährige Wäscherin Maria Berger hat sich bei der Reichsbrücke in die Donau gestürzt. Die Leiche wurde spät abends geborgen. (Zeitungsnotiz.)

Gestern hat mir schon Franz Berger sen. die Wäsche gebracht. Komisch, ungelenkig. Die Riesenarme mit dem Paket von rosa Flußpapier starr vorgestreckt. Weit vor der Brust. Dann hat er mit der großen, roten Arbeiterhand die Rechnung aus der Brusttasche gekramt:

„Herr Doktor, bitt' schön, Sie wissens doch. Meine Frau... Ja.. Na. 'S wird schon stimmen. Da. Die Rechnung. Sie hat den Zettel noch selbst geschrieben. Alles in Ordnung. Sicher. Herr Doktor. Müssen's jetzt eine andere nehmen. 'S halt geschehen. Aus. Kann man sagen..."

„Aber, warum denn, um Gottes Willen? Was war denn? Was für Grund?"

'S war wegen dem Franzel. Wegen unserem Bub'..."

Die harte breite Stimme steigt plötzlich hoch und bricht jäh gläsern klingend in einem Gikser ab.

*

Franzel... Ach, der...

Ja. Ich erinnere mich...

Am Sonntag. Abends. Auf der Trambahn. Die Bergers kamen gerade vom Ausflug. Der Bub war mit. Der Franzel. Schon eingeschlafen. Kopf und Hände auf dem Schoß der Mutter. Die Alten... Voller Stolz. Sie zeigten auf die Gymnasiastenmütze des Buben. Schwarzer Samt mit rotweißer Borte:

„Unser Franzel... Er geht schon ins Gymnasium..."

„Ins Gymnasium..."

Franzel...

Eine leichenblasse gefurchte Stirne, darunter wie unter Flor die aufgeschwollenen Augenlieder blauschwarz eingerahmt von breiten Ringen Hinter dem schütteren, fahlblonden Schläfenhaar die großen, abstehenden Ohren. Wachsgelb. Eine bleiche lange schmale Hand hängt schlaff herunter und die dürren Beine wackeln im Rhythmus der Fahrt in dem dunkelblauen Institutshoserl wie zwei trockene Stöcke. Die Atemzüge rasseln, rasseln aus der eingebrochenen Brust herauf, der Bub krächzt im Schlaf. „Die Luft tut ihm gut." sagt die Berger. „Krank?" „Oh, nein. Gott behüt'. Bisserls schwach. Bisserl Husten..."

*

Der alte Berger steht noch da.

Stumm.

Den kurzgeschorenen, grauen Schädel weit vorgeneigt. Wie einer, der sich sehr, sehr schämt.

„Was war denn mit dem Franzel?"

Der alte Berger hebt den schweren Kopf.

Ganz starr kommt es aus ihm.

Gehackt.

Wie eine Behauptung. Gegen einen großen, mächtigen inneren Einwand:

„Ge—stor—ben. Auch. Vorige Woche. Tot."

„Und deshalb... die Frau.."

Berger nickt.

Lange Pause.

Dann erzählt er.

Langsam ringen sich Worte herauf.

Wie aus einem Brunnen.

Ganz, ganz tief.

Wie aus einem mühseligen Leben.

„Das... Das hat sie gleich niedergerissen. Sie hat's nicht ausgehalten. Das nicht... Sie ist da gleich mitgestorben... Das andere, die Donau, das war ja schon nur so... Am Sessel, wie's da gesessen ist, war's ja schon tot. Die Maria... Sie hätt' ja gar nicht waschen brauchen. Ich verdien ja schön. Alles wegen dem Buben. Hören's, Herr Doktor, das war so ausspekuliert, alle zwei haben wir das ausspekuliert, gleich wie der Franzl auf die Welt kommen ist. Kein Kind mehr; nichts mehr. Der Franzel wird ein Herr. Ein Rechtsanwalt. Oder ein Direktor. Wird nicht getreten. Kein Bettler. Kein Arbeiter, Herr Doktor, ich bin nicht einmal mehr in den Verein gegangen. Allein, allein muß man sich herauswursteln. Aus der Armut. Aus dem Dreckleben... Allein. „Im Kind, im Franzel, müssen wir heraus, brauchen keinen Verein," hat die Maria gesagt. Verehrt hat sie den Franzel, sag' ich Ihnen, wie er ins Gymnasium kommen ist, verehrt wie einen Gott, wie das Allerheiligste, wie das Allerschönste, wie alle, all Sehnsucht im Herzen. Schaun's Herr Doktor, unsereins... Wir haben ja doch auch eine Sehnsucht. Zu was Besserem. Das haben wir alles hineingelegt, alles, alles, in den Buben. Die Frau... Die Frau hat überhaupt nichts mehr gegessen. Die Mehlspeise von den Waschtagen, wo sie die Kost in feinen Häusern hatte, hat's in der Früh nach der Nachtarbeit immer dem Franzel gebracht. Sich nichts, mir nichts, nur ihm. Bis zum letzten Bissen. Schulgeld, Bücher, das Gewand, alles fein, wie ein Millionärsohn... Und dann.. Dann hat's ihn angefallen. „Proletarierkrankheit", hat der Medizinalrat gesagt... Die Maria ist zum Professor gegangen... Was? Proletarierkrankheit? Dann ist's sehr schnell gegangen mit ihm. Paar Monat. Aus war's. Alles umsonst. 'S ganze. 'S ganze Leben. „Proletarierkrankheit." Kein Herr geworden. War halt ein Prolet. Der Franzel..."

Unterstützungszahlung. Die Auszahlung der Unterstützungen an die Invaliden und Witwen der Pensionskasse der Laurahütte erfolgt am Dienstag, den 5. Januar 1932 von 8 bis 12 Uhr in den Räumen der Krankenkasse.

Angestelltenentlassungen. Die, vom Demobilmachungskommissar zur Entlassung freigegebenen 33 Angestellten der Laurahütte haben am 31. Dezember vergangenen Jahres ihren blauen Brief erhalten. Es ist dies wohl das traurigste Neujahrsgeschenk, welches sie je erhalten haben.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Friedenshütte. Unser Genosse und Gemeindevertreter L. Rzepka fährt nach Neujahr nach Krakau in ein Sanatorium zur Heilung eines Leidens. Wir wünschen ihm Gesundheit im Neuen Jahre und hoffen, ihn wieder gesund begrüßen zu dürfen.

Friedenshütte. (Bekanntmachung der Häuserverwaltung.) Infolge verschiedener Einbrüche und des Stehlens der Wäsche, hat die Häuserverwaltung auf vielfachen Wunsch beschlossen, daß ab 1. Januar 1932 alle Flure von 10 Uhr abends ab, geschlossen werden müssen. Auf jeder Straße wird ein Pensionist mit der Schließung beauftragt, und bis 11 Uhr müssen alle Häuser abgeschlossen sein. Diese Anordnung ist sehr zu begrüßen, denn tatsächlich ist in der heutigen Zeit des Elends und der Not die Gefahr für Diebstähle groß. Spätkommende Mieter werden guttun, wenn sie sich einen Hausschlüssel beschaffen. Auf Wunsch werden Hausschlüssel auch von der Häuserverwaltung angefertigt.

Groß-Piekar. (Schöne Geschichten im Arbeitslosenamt.) Ein altes Sprichwort sagt: „Ein Apfel fällt nicht weit vom Stamme", oder „Wie der Vater, so der Sohn". Dieses kann man auch von der Piekarer Gemeindeverwaltung und aller anschließenden Aemter sagen. Der Gemeindevorsteher Pudlik, wird nur noch von etlichen Sanacjajüngern gelobt und gepriesen. Wer ihn lobt, der erhält auch eine „Posada". So wurden auch ein gewisser Renka und Zekalla im Arbeitslosenamt als Beamte angestellt. Renka dürfte überhaupt nicht mehr angestellt werden, weil er von der Starostei wegen Veruntreuung entlassen wurde. Auch gerichtlich wurde er bestraft. In Piekar ist er in den Augen des Gemeindevorstehers ein unbescholtener Mann und erhielt wiederum eine Stellung. Wie sein Amtieren aussieht, kommt erst jetzt ans Tageslicht, denn ein weiteres Sprichwort sagt: „Die Sonne bringt es an den Tag". In diesem Falle hat es nicht die Sonne getan, sondern der gute Monopolczysty. Renka und Zekalla haben den Czysty geliebt und genossen, sehr oft von dem „Naß" eine ziemliche Portion. Einmal sind sie nicht einig geworden, und die Feindschaft begann. Was bei der Feindschaft da herauskommt, kann man sich lebhaft vorstellen. Was die beiden Freunde in Freundschaft verbrochen haben, das wird in Feindschaft ausgepackt. In ziemlicher Stimmung fingen sich die beiden Beamten zu prügeln an. Nach der Prügelei wurden die Sünden ausgepackt. So warf der Zekalla dem Renka vor, daß er den Polnischen Staat bestiehlt. Renka antwortete, das ist nicht so schlimm, Du bestiehlst aber die Arbeitslosen, die hungern müssen. Mit dieser Aeußerung glaubte Renka, der Bessere zu sein, denn er bestiehlt nicht die Arbeitslosen, sondern den Staat, der doch genügend Geld hat. Hier ist eine Untersuchung von seiten der Starostei am Platze, um festzustellen, was an den Vorwürfen der beiden Beamten vom Arbeitslosenamt in Piekar wahr ist. Rein ist die Sache jedenfalls nicht. Diese Geschichte verbreitet sich sehr schnell unter den Arbeitslosen. Dieselben sind nun neugierig, ob etwas gegen die Beamten unternommen wird. Schon aus dem Grunde, um die Erregung zu hemmen, muß ein Verfahren eingeleitet werden. Wir sind neugierig, was nun Pan Pudlik zu dieser Angelegenheit sagen wird. Hoffentlich wird er endlich andere Gedanken bekommen und etwas ehrlich denken. *

Groß-Dombrowka. (Unhaltbare Zustände in Groß-Dombrowka.) In vielen Zeitungen konnte man lesen, daß, von seiten der Wojewodschaft, an die Gemeinden Gelder zur Verfügung gestellt wurden, um den Arbeitslosen zu Weihnachten etwas zu geben. Was Groß-Dombrowka bekommen hat, können wir nicht sagen, jedoch die Arbeitslosen waren erstaunt, als er vor Weihnachten zur Verteilung kam. Wer beim Gemeindevorsteher und beim Wojewodschaftsrat Plonka eine gute Nummer hat, der wurde schon mehr bedacht. Arbeitslose mit 4 Kindern erhielten, sage und schreibe, im ganzen 9 Zloty. An Naturalien, wie in anderen Gemeinden, gab es nichts. Beschwerden beim Starosten Szalinski haben gar keinen Erfolg. Ist der Starost, einmal zu sprechen, so verweist er die Arbeitslosendelegation an den „Volkswille". Im „Volkswille" sollen die Arbeitslosen Unterstützung verlangen. Kommt man an die Wojewodschaft heran, so wird man an den Starosten verwiesen. Der patriotische Vinzenzverein erhält Gelder zur Verfügung genug. Wie aber da die Verteilung, die vom Ortspfarrer Drozdek vorgenommen wurde, ausgesehen hat, kann man sich lebhaft vorstellen. Christlich war die Einbescherung wirklich nicht, denn, anstatt die Arbeitslosen zu bescheren, wurden dieselben öffentlich beschimpft, daß sie Faulenzer sind und nicht arbeiten wollen. Sie sollen zu den Bauern gehen und Mist laden. Wofür sie die Arbeit verrichten sollen, ob für einen Tariflohn oder einen Topf Buttermilch, das hat er nicht gesagt. Nach der Ausschimpfung erfolgte eine kleine Einbescherung. Pfarrer Drozdek erklärte aber, daß es nur für diejenigen etwas gibt, die in die Kirche gehen und dem Vinzenzverein angehören. Was man da gesehen hat, das spottete jeder Beschreibung, Leute mit Haus, Pferden und Kühen, wurden reichlich beschenkt, weil sie fleißig in die Kirche gehen. Arbeitslose, die selten die Kirche besuchen, mußten mit leeren Händen abziehen. Ein gewisser Woznitza, der als Arbeitsloser immer noch den Vinzenzverein zahlt, glaubte etwas zu bekommen. Als er an die Reihe zur Einbescherung kam, gab ihm der Pfarrer seine 50 Groschen Beitrag zurück und erklärte, daß er zu wenig in der Kirche gesehen wird, darum auch nichts zu verlangen habe. Eine solche Behandlung kann man nur von einem katholischen Seelenhirten erwarten, denn er leidet keine Not. Neben seinem Pfarreinkommen ist Pfarrer Drozdek noch Hausbesitzer. Auf Grund der hier herrschenden Zustände, rufen die Arbeitslosen dem Herrn Wojewoden zu, sich einmal die Gerechtigkeit in Groß-Dombrowka anzusehen und seinen Mitarbeiter, den Wojewodschaftsrat Plonka, aufzufordern etwas anders zu verfahren denn die Geduld bei den Arbeitslosen naht ihrem Ende. Seitdem Plonka Wojewodschaftsrat geworden ist, wird es mit den Arbeitslosen von Tag zu Tag schlimmer, weil Plonka auf die Gemeindebeamten einen Einfluß ausübt. Darum ist es auch kein Wunder, daß der Arbeitslose Skladkowski mehrere Monate in einem Stalle wohnen mußte, weil er sich nicht zur Sanacja bekennt. Wo ist die vielversprochene Gerechtigkeit? Arbeitslose, darum Augen auf und laßt euch von einem Plonka, Sieja und Schymonek nicht weiter an der Nase herumführen! Nur ihr allein könnt euch, eure Lage verbessern, durch einen Kampf. Darum tretet in die Reihen der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei in Polen ein. *

Rybnik und Umgebung

Für 5000 Zloty Waren gestohlen. Am 28. Dezember v. Js. wurde in die Wohnung des Emanuel Siodla in der Ortschaft Pyszkowic, Kreis Rybnik, ein schwerer Einbruch verübt. Die Täter drückten eine Fensterscheibe ein und gelangten auf diesem Wege in das Innere, wo sie u. a. 2 komplette Herrenanzüge stahlen. Außerdem entwendeten die Eindringlinge eine Menge Herren- und Damenunterwäsche, sowie 2 Paar schwarze Hosen. Der Gesamtschaden wird auf rund 3000 Zloty beziffert. — In einem anderen Falle wurde zur Nachtzeit in die Wohnung des Rechtsanwalts Dr Bonkowicz in Rybnik, ein Einbruch begangen. Die Täter rissen dort gewaltsam ein Fenster auf und warfen durch dieses Weißwäsche, Kleidungsstücke usw. in die Hofanlage hinunter. Die Sachen wurden von Mithelfern, welche unten standen, zusammengerafft. Zum Schluß versuchte der im Zimmer befindliche Einbrecher noch einen Koffer zu stehlen, wobei er mit diesem mit Wucht gegen den Fußboden schlug. Durch das Geräusch wurde der Sohn des Wohnungsinhabers aus dem Schlaf aufgeweckt. Um einer Verhaftung zu entgehen, verschwand der Täter durch das offene Fenster. Mit der Diebesbeute flüchteten alsdann sämtliche Einbrecher. s.

Böse Folgen der Raserei. Auf der ulica Rudzka in Rybnik kam es zwischen einem unbekannten Fuhrwerkslenker und dem Wagen des Ernst Trojanowski zu einem Zusammenprall. Das Pferd des letzteren kam zu Fall und erlitt durch den Aufprall auf das Straßenpflaster so schwere Verletzungen, daß es an Ort und Stelle abgeschlachtet werden mußte. Nach den inzwischen eingeleiteten polizeilichen Feststellungen sollen beide Fuhrwerkslenker die Schuld an dem Verkehrsunfall tragen, welche ein zu schnelles Fahrttempo eingeschlagen hatten. Das Pferd wurde, mittels eines anderen Fuhrwerks, durch städtische Arbeiter abgefahren. x.

Sport vom Neujahrstage

Der Neujahrstag brachte keine große sportliche Ausbeute, denn außer dem großen Länderturnier im Eishockey, gab es nur noch zwei Freundschaftsspiele im Fußball. Kanada war auch diesmal wieder der große Schlager.

Internationales Eishockeyturnier in Kattowitz.

Am Silvestertage hat auf der Kattowitzer Kunsteisbahn das große internationale Eishockeyturnier begonnen, an dem sich 5 Ländermannschaften beteiligen. Und zwar: Kanada, Oesterreich, Brandenburg, Rumänien u. Polen. Die größte Anziehungskraft übt auch diesmal die Weltmeistermannschaft Ottawa-Kanada aus. Für Oberschlesien wird der Eishockeysport immer populärer, denn fast an allen Tagen war die Eisbahn sehr stark besucht. Aber auch aus den anderen Teilen Polens und auch aus Deutschoberschlesien, kommen zahlreiche Zuschauer. Am Donnerstag wurde das internationale Turnier mit dem Spiel

Kanada — Polen 9:0 (3:0, 3:0, 3:0)

eröffnet. Diesmal waren die Gäste von Uebersee so richtig in Fahrt, und Polen mußte eine haushohe Niederlage einstecken. Nach dem letzten Spiel, wo die Kanadier die Polen nur 1:0 schlagen konnten und wobei die Fanatiker begeistert, die überzeugten Sportler aber enttäuscht waren, nahmen sich die Kanadier diesmal vor, ein richtiges Eishockeyspiel vorzudemonstrieren. Die sehr guten Eisverhältnisse ließen es zu, die Kanadier richtig in großem Stil zu sehen. Gegen diese große Ueberlegenheit kamen die Polen, die sich auch in guter Form befanden, gar nicht zur Geltung. Mit einem Höllentempo gingen die kanadischen Angriffe vor das Polentor. Trotzdem Stogowski auch diesmal wieder im Tor große Leistungen vollbrachte, so konnte er es doch nicht verhindern, die 9 Tore passieren zu lassen. Zeitweise nahm das Spiel recht scharfe Formen an, was aber beim Eishockey unvermeidlich ist. Die fanatischen Zuschauer, die bestimmt vom Sport keine große Ahnung besitzen, schrien auch natürlich „Pfui Kanada". Die Unfairheiten der Polen übersahen sie aber geflissentlich. Das darauffolgende Treffen war

Oesterreich — Brandenburg 5:1 (3:0, 1:0, 1:1).

Zwei sympathische Mannschaften die sich hier gegenüberstanden. Die Oesterreicher erwiesen sich gleich von Anbeginn als die technisch bessere Mannschaft und gewannen auch mit obigem Resultat das Spiel verdient. Gleich im ersten Drittel setzten sie den überraschten Brandenburgern drei Tore ins Gehäuse. Die folgenden zwei Drittel sah man schon mehr ein ausgeglichenes Spiel. Im letzten Drittel gelingt den Deutschen der längst fällige verdiente Ehrentreffer. Am Neujahrstage standen sich

Kanada — Europa 5:0 (1:0, 2:0, 2:0)

gegenüber. Die Europamannschaft war besser gesagt eine Kombination österreichischer und polnischer Spieler. Trotzdem die Europamannschaft alles aus sich heraus gegeben hat, mußte sie doch diese Niederlage über sich ergeben lassen. Im ersten Spieldrittel spielten die Kanadier noch sehr verhalten. Die nächsten Drittel gaben sie schon mehr aus sich heraus und erzielten noch weitere vier Tore, denen die Kombinierten keins entgegensetzen konnten. Beim Europateam stand diesmal nicht Stogowski sondern Sachs im Tore, der aber seine Sache auch sehr gut gelöst hat. Denn diese Tore hätte auch Stogowski nicht verhindern können. Dieses Spiel war das letzte, daß die Kanadier in Kattowitz absolviert haben. Ihr nächstes Spiel ist am Sonntag in Krakau gegen eine dortige Auswahlmannschaft. Hierauf fahren die Kanadier zum letzten Europaspiel nach Wien und von dort zurück nach Kanada. Als nächstes Spiel stieg das Treffen

Brandenburg — Rumänien 2:0 (0:0, 2:0, 0:0).

Die Rumänen sind wohl die schwächste Mannschaft des Turniers. Ihr ganzes Können ist ein sehr großer Eifer und der gute Tormann. Die Brandenburger spielten an diesem Tage schon weit besser und hatten einen höheren Sieg verdient. Denn trotz der Ueberlegenheit wollte ihnen nichts gelingen, oder der gute Rumänentormann verhinderte weitere Erfolge.

Am heutigen Sonnabend, dem letzten Turniertag kommen abends um 7 Uhr und ½9 Uhr zwei sehr interessante Spiele zum Austrag. Und zwar spielt

Polen — Oesterreich und Brandenburg — Polen 2.

Dr. med. Elisabeth Degeener

Roman von Marlise Sonneborn

10)

„Oh! Sie sind ja nicht nur zu meiner Gesellschaft hier, sondern auch — oder vielmehr in allererster Linie, um gesund zu werden."

„Gnädige Frau sind zu gütig. Aber wie gern verbände ich das Angenehme mit dem Nützlichen."

„Sie langweilen sich sehr?"

„Gar nicht. Ich bin viel zu müde dazu. Ich merke erst, seit ich zur Ruhe komme, wie sehr mich das Leben mitgenommen hat."

„Das Leben in Amerika?"

„Das Leben schlechthin."

„Ach, gehen Sie! Ein Mann in Ihrem Alter!"

Er lächelte nicht ohne Bitterkeit.

„Sie sind doch noch keine dreißig Jahre?"

„Doch, gnädige Frau, genau sogar."

„Na, immerhin — Alfred ist achtunddreißig Jahre und ich bin auch schon siebenundzwanzig."

„Ein Kind gegen mich."

Es wurde Ley wieder leicht, liebenswürdig zu sein.

Schwester Hilde kam jetzt auf beide zu.

„Gnädige Frau, vernachlässigen Sie sich nicht! Sie vergessen sich selbst!" mahnte sie diplomatisch.

„Ach, um meinetwillen", wehrte Antony Lasar, dennoch geschmeichelt, weil man ihr Leiden ernst nahm. „Aber unser Freund Ley . . . Was sieht der Mensch bleich aus. Und ihn hätten Sie vor einem Jahre kennen müssen."

„Das gibt sich, gnädige Frau. Herr Ley wird bald wieder gesund sein. Nun aber wollen wir ihn ruhen lassen — und Sie müssen selbst ruhen."

Leys Liege stand in einer der verschwiegendsten Ecken des ausgedehnten Parkes. Schwester Hilde hatte natürlich sofort eine Vorliebe für ihn gehabt, Sie erkannte, was ihm not tat. Deshalb gab sie ihm diesen stillen Winkel, wo niemand ihn aufspüren konnte.

Die Ruhe, die balsamische, blumendufterfüllte Luft, der Blick auf den See, dessen tiefes Blau durch die Gebüsche herüberwinkte, erfüllten den jungen, vom Leben gehetzten Mann, von dem mondänen Leben, das zu führen er gezwungen war, wenn er überhaupt leben wollte, mit einem tiefen, ganz aus der Seele kommenden, ihn zugleich stärkenden und mit ihr den Körper kräftigenden Frieden.

Er dachte an nichts. Er empfand nur.

Ihm war unaussprechlich wohl. Er gab sich dieser Empfindung hin, indem er — die Augen schließend — sich in das Gefühl des Gelöstseins verlor.

Er mochte geschlummert haben.

Eine hauchzarte Berührung seiner Hand ließ ihn die Lider heben.

„Pst!" vernahm er ganz leise.

Vor ihm, ganz elfenzarte Grazie, Schelmerei und Liebreiz, stand ein kindhaftes Wesen von eigenartiger und überzeugender Schönheit.

Eine Sekunde des Besinnens.

Dann fiel es ihm ein.

„Gisela?"

„Wollen Sie noch schlafen?"

„Oh!" Er richtete sich auf. „Wenn du mir Gesellschaft leisten willst . . ."

„Ach — wie ich nach Ihnen gesucht habe! Auf den Veranden im Privathause, auf der großen wie der kleinen, im Liegepavillon — überall! An den Garten habe ich gar nicht gedacht. Sie müssen eine gute Nummer haben bei Schwester Hilde, daß sie das riskiert. Der Chef will es nicht."

„Was will der Chef nicht?"

„Daß die Patienten im freien Garten liegen. Des Sputums wegen. Die Bazillen — wissen Sie . . ."

„Ich bin nicht tuberkulös."

„Das sagen sie alle".

Gisela machte ein wissendes Gesicht. Zugleich setzte sie sich vorsichtig an den Rand der Liege. „Aber weiß man es denn?"

„Hast du denn kein Vertrauen zu deinem Freund van Delden?" fragte Ley in dem vorwurfsvoll erziehenden Ton, den Erwachsene, die Kinder nicht kennen, ihnen gegenüber anzuschlagen pflegen, wenn diese etwas Mißliebiges tun oder sagen.

Gisela zuckte mit den Achseln.

„Vertrauen? Du liebe Zeit! Was hat das damit zu tun? Die Patienten nimmt man eben als Patienten. Gott, da hört und sieht man so allerlei . . ."

Werner Ley lachte über ihre altkluge Art.

„Du bist doch auch Patient, Gisela."

„Ich? Schon mehr Stammgast! Ich gehöre zu Onkel Hannes. Und mir macht keiner was vor."

„Du bist also schon so gut wie gesund?"

„Ich? Ach nein! Ich werde nicht alt."

„Was redest du, Kind?"

„Die Wahrheit! Onkel Hannes und Mama Elisabeth belügen sich selbst. Ich habe aber — heimlich natürlich — in Onkels dicken Büchern gelesen. Ich weiß Bescheid. Ich bin ein Todeskandidat."

„Gisela! Ueber solche Sachen scherzt man nicht!"

„Ich scherze nicht! Weißt du übrigens, daß du sehr schön bist?"

„Kind . . ."

„Ich sage niemals Schmeicheleien. Ich habe es gleich gesehen. Und ich glaube, andere auch."

„Ach, Gisela! Und wenn schon — lieber wäre es mir, gesund zu sein; dann könnte ich arbeiten und Geld verdienen."

Gisela zuckte mit den Achseln.

„Schön sein ist aber doch auch schön. Bist du nicht eitel?"

„Eitel? Eitel sind wir schließlich alle. Auch du bist eitel, Gisela!"

Gisela errötete mit einem hellen Kindererröten, das die Reinheit ihres jungen Blutes durch ihre elfenbeinbleiche Haut schimmern ließ.

„Ach! Mir wird aber auch so viel weisgemacht."

Ley lächelte sie herzlich an.

„Nun, Gisela — unaufrichtig bist du nicht . . .".

„Wozu auch? Mama Elisabeth sagt . . ."

„Ist das eine Schwester wie Schwester Hilde?"

„Gott bewahre! Schwestern haben wir auf der Kinderstation fünf Stück. Suleika, die jüngste, die weder deutsch noch ordentlich französisch sprechen kann, habe ich am liebsten. Sie stammt aus Spanien, wie ich aus Italien."

„Du bist Italienerin?"

„Sieh mich nur an, dann weißt du es gleich. Ich erinnere mich noch so gut. Vater war immer betrunken. Er spielte die Drehorgel und Mutter sang dazu. Mutter ging dann in die Häuser, um Geld zu sammeln. Mich hatte sie dabei auf dem Arm. Manchmal gaben uns die Leute viel, zuweilen jagten sie uns mit Schelten und Schimpfen vor die Tür. Aber ob wir viel oder wenig bekamen — wir hungerten immer. Vater soff."

(Fortsetzung folgt.)

Bielitz, Biala und Umgegend

Bielitz und Umgebung

Weihnachtsfeier der Knabenschule am Kirchplatz.

Am Dienstag vor Weihnachten veranstaltete die Knabenschule am Kirchplatz ein schlichtes Christfest.' Nachmittags um 4 Uhr erschien die erwartungsfrohe Schuljugend in der Turnhalle, wo sich die Angehörigen der Schüler und auch sonst noch manch lieber Freund der Kirchplatzschulen eingefunden hatten.

Mit dem Liede „Vom Himmel hoch, da kömm ich her“, wurde die Feier eröffnet. Im Mittelpunkte der Festfeier stand das traute Weihnachtsevangelium, das von Gedichten und weihevollen Klängen lieber Weihnachtslieder umrahmt, die Herzen von jung und alt höher schlagen ließ bei der frohen Botschaft: „Siehe, ich verkündige euch große Freude“.

Der strahlende Lichterbaum regte zu ernsten Betrachtungen an. In Gedanken begleiteten wir unsern grünen Tannenbaum hinaus an den Abhang unserer heimatlichen Berge, wo die schlesische Heimaterde dem Bäumchen Halt und Nährboden war. Sinnend betrachteten wir des Bäumchens Wachstum, sahen es erstarken im Sonnenlicht und stets emporblicken zu den ewigen Sternen am blauen Himmelszelt. Wir durchlebten mit unserm Christbäumchen nochmals jenen furchtbaren Winter vor drei Jahren und sahen es erbeben unter den erbarmungslos eisigen Stürmen des Nordwinds. Doch sahen wir auch, wie es seinen Wipfel senkte unter schier untragbarer Schneelast und dadurch mit Seinesgleichen in engste Fühlung kam, an ihnen eine Stütze fand und auch ihnen wieder zu Schutz und Beistand wurde. Und wir vernahmen des Lichterbaues ernstes Mahnwort: „Stehet fest zusammen, ihr Menschenkinder“. Einer trage des andern Last“.

Freudig konnte der Leiter der Schule berichten, daß der Aufruf der Schuldirektion auch in d. Jahre nicht vergebens war. Fast so reich, als gäbe es keine Wirtschaftskrise, wurden Liebesgaben gespendet, so daß 96 Schulkinder bedacht werden konnten. 63 Paar Schuhe, 17 Anzüge, 16 Mäntel, Stoff zu 41 Anzügen und noch mancherlei nützliche Sachen bereiteten nicht bloß den Kleinen eine wahre Weihnachtsfreude, sondern, was wohl nicht minder wichtig ist, sie gaben auch manchem Elternpaar, das unverschuldet in Not geraten ist, den tröstenden Beweis, daß sie und ihre Kinder nicht verlassen und vergessen sind, sondern daß alle, die noch ihr tägliches Brot haben, gern bereit sind, den bedürftigen Brüdern nach Kräften zu helfen, eingedenk der Worte: „Geben ist seliger als Nehmen“.

Allen freundlichen Gebern, die dazu beigesteuert haben, Hilfe in schwerer Notzeit zu bringen und dadurch wahre Weihnachtsfreude zu verbreiten, sagt die Schuldirektion hiermit ein herzliches Vergelts Gott. Besonders gedankt sei dem Bezirkskomitee der Arbeitslosenhilfsstelle für die Zuwendung von 12 Meter Stoff und 3 Paar Schuhen, sowie dem „Verein zur Erhaltung deutscher Schulen“ für seine reiche Beihilfe. In den Ausweis darüber, wie die Weihnachtsspenden verteilt wurden, kann in der Direktionskanzlei jederzeit Einblick genommen werden.

Die Schuldirektion.

Verein Sterbekasse Bielsko. (102., 103., 104 und 105. Sterbefall.) Wir geben unseren Mitgliedern bekannt, daß die Mitglieder Bathelt Johann, wohnhaft in Bielsko am 19. 12., im 75. Lebensjahre; Kuzma Anton, wohnhaft Bielsko am 22.12. im 65. Lebensjahre; Swierkot Anna, wohnhaft in Biala am 22. 12 im 72. Lebensjahre und Herma Paul, wohnhaft in Stare-Bielsko am 24. 12. 1931 im 63. Lebensjahre gestorben sind. Ehre ihrem Andenken. Die Mitglieder werden ersucht die Sterbebeiträge regelmäßig zu bezahlen damit bei Auszahlungen der Sterbeunterstützung keine Schwierigkeiten entstehen. Es wird auch ersucht den noch fälligen Jahresbeitrag für das Jahr 1931 zu bezahlen. Die 108. Marke ist zu bezahlen. Der Vorstand.

Stadttheater Bielitz.

Am Samstag, den 2. Jänner, abends 8 Uhr, im Abonnement (Serie rot), die erste Wiederholung: „Dreimal Hochzeit“, von Anna Nicholls. Uebersetzt von Felix Salten.

Die Freitag-Abonnenten werden gebeten, dies freundlichst zur Kenntnis zu nehmen.

Sonntag, den 3. Jänner, **zwei billige Vorstellungen, außer Abonnement.** Nachmittags 4 Uhr: „Der G'wissenswurm“, Bauernkomödie von Ludwig Anzengruber.

Abends 8 Uhr: „Leutnant Komma“, der große Erfolg von Frank Marr, zu billigen Preisen.

Einsichtnahme in die Stellungsverzeichnisse. Vom Bürgermeisteramte in Bielsko wird hiermit verlautbart, daß die Stellungsverzeichnisse des Geburtsjahrganges 1911 durch einen Zeitraum von zwei Wochen d. i. vom 1. Jänner bis 14. Jänner 1932, beim Bürgermeisteramte, Kanzlei Nr. 24, in den üblichen Amtsstunden zur Einsichtnahme aufliegen. Jedem in diesen Verzeichnissen Ausgelassenen oder unrichtig Eingetragenen steht das Recht zu, die Ergänzung oder die Richtigstellung der irrtümlichen Eintragung zu verlangen.

Achtung Mieter! Das Sekretariat des Mieterschutzvereines für die Bezirke Bielsko-Biala, hat ab 1. Dezember 1931 seinen Sitz von der Pilsudskiego 17 auf die ul. Republikanska 4 (Arbeiterheim 1. Stock) verlegt. Die üblichen Amtsstunden sind von 11—13 Uhr und von 15—20 Uhr. Rechtsberatung von 17—20 Uhr. Der Vorstand.

Die Ausstellung von Druckarbeiten aus Warschau, welche durch die Erzeugnisse aus hiesigen Druckereien eine bedeutende Erweiterung erfahren hat, bleibt bis zum 6. Januar in Bielitz. Besichtigungszeit an Sonn- und Feiertagen von 9—13 und von 15—19 Uhr, an Wochentagen von 16—20 Uhr. Ausstellungsort, Arbeiterheim, Republikanska 4, 3. Stock. Eintritt frei.

Ausweis über den Besuch des Bielitzer städt. Museums. Seit der Erweiterung des Museums, d. i. vom 6. 9. bis 31. 12. 1931, haben in 22 Besuchstagen 319 Personen dasselbe besucht. 142 Erwachsene und 177 Schüler. Bei klassenweisen Besuch wird besondere Ermäßigung gewährt. Eintritt für Erwachsene 50 Groschen, für Schüler 30 Groschen. Um weiteren Zuspruch bittet der Museumsausschuß.



Frauenverhaftungen in Indien

Solange der indische Freiheitsführer Gandhi in London bei der sogenannten „Konferenz am runden Tisch“ weilte, um England zur Berücksichtigung der indischen Unabhängigkeitswünsche zu bewegen, blieb es in Indien ruhig. Nun, nach dem Scheitern der Konferenz und nach der Rückkehr Gandhis sind die Unruhen in Indien von neuem aufgeflammt, besonders in der Hauptstadt Bombay. Unsere Aufnahme zeigt die Verhaftung einer indischen Freiheitskämpferin in den Straßen von Bombay durch englische Polizei

Altbielitz. (Einbruch.) Unbekannte Täter drangen in der Nacht auf den 29. Dezember in das Haus des Georg Kreis in Altbielitz Nr. 30 ein, indem sie die Tür von der Veranda aus den Türangeln hoben und auf diese Weise in das Innere des Hauses gelangten. Vom Boden entwendeten sie zum Schaden des Hauseigentümers mehrere Kilo Rauchfleisch, sowie Wurst u. Schmalz. Dem Bediensteten Josef Machula entwendeten die Diebe einen Anzug, 1 grünen Mantel, 1 Paar Schuhe und andere wertvolle Kleidungsstücke. Ebenfalls hatten auch die Dienstmädchen auf dem Boden ihre Kleidungsstücke aufbewahrt, wovon ihnen ein großer Teil gestohlen wurde. Der Schaden ist daher ein beträchtlicher.

Nikelsdorf. (Einbruchsdiebstahl.) In der Nacht am 28. Dezember drangen unbekannte Täter nach Abreißen des Türschlosses in die Räume der Tuchfabrik Josef Wenzelis ein und entwendeten zum Schaden des Julius Herszkowicz, wohnhaft in Bielitz, 37 Kilogramm weißes und gegen 10 Kilogramm schwarzes Garn. Der Gesamtschaden beträgt gegen 930 Zloty. Die Nachforschungen wurden eingeleitet.

Die Arbeitslosenunterstützung für die Saisonarbeiter. Laut Verordnung des Arbeitsministers sind mit dem 30. November die arbeitslosen Saisonarbeiter berechtigt, während der Dauer der toten Saison, das ist vom 15. Dezember bis 1. März 1932 vom Arbeitslosenfonds die Arbeitslosenunterstützung zu beziehen. Nachdem aber, laut den bestehenden Bestimmungen, die Arbeitslosen erst nach Ablauf eines Jahres, das ist vom 1. Unterstützungstage der wöchentlichen Unterstützung an gerechnet, das Recht auf Unterstützung haben, in dem vergangenen Jahre 1930/31 während der toten Saison keine Unterstützung ausgezahlt wurde, könnten die arbeitslosen Saisonarbeiter, trotz Beseitigung der toten Saison erst im Monat März 1932 unterstützungsberechtigt werden. Infolgedessen hat das Arbeitsministerium folgende Vorgangsweise empfohlen: Bei Errechnung der einjährigen Karenzfrist, soll auch die Zeitdauer der toten Saison eingerechnet werden. Wenn also beispielsweise ein arbeitsloser Saisonarbeiter mit Ende November die erste Arbeitslosenunterstützung erhalten hat, vom 15. Dezember bis 1. März während der toten Saison ohne Unterstützung dastand, und erst im Falle weiterer Arbeitslosigkeit im März die weitere Unterstützung erhielt, so hat derselbe schon mit Anfang seiner Arbeitslosigkeit, auch wenn sie in den Anfang des Dezember trifft, Anspruch auf die Arbeitslosenunterstützung.

Die fortwährend ansteigende Zahl der Arbeitslosen in Polen. Die Arbeitslosigkeit wächst von Woche zu Woche lawinenartig an. Infolge der allgemeinen Wirtschaftskrise greift auch die Arbeitslosigkeit immer mehr um sich. Bisher konnte Frankreich sich allein brüsten, eine gute Konjunktur zu haben. Jeden Monat gingen Tausende von Arbeitslosen von Polen nach Frankreich und fanden Beschäftigung in Kohlengruben, Eisenwerken, Textilfabriken und bei der Landwirtschaft. — Seit Oktober übersteigt aber die Zahl der Heimkehrer, die der Auswanderer. Nachdem in Frankreich die Krise immer größere Fortschritte macht, werden zunächst alle ausländischen Arbeiter abgeschoben. Im Monat Oktober sind laut den statistischen Berichten aus Polen 1687 Personen ausgewandert; aus Frankreich allein sind aber 2115 Personen zurückgekehrt. Die Situation verschärft sich aber immer mehr. Durch die Rückwanderung aus Frankreich wird sich die Arbeitslosenzahl in Polen noch mehr vergrößern. Das bedeutet aber wieder größeres Elend der Arbeiterklasse.

Neuerliche Verteuerung der Zündhölzer.

Nach Abschluß des Abkomemns mit dem schwedischen Zündholzkonzern trat sofort eine bedeutende Verteuerung der schwedischen Zünder ein. Die Verteuerung bestand nicht bloß in der Erhöhung des Preises für 1 Schachtel, sondern es sind auch weniger Zünder in einer Schachtel.

Nun wirdg wieder eine neuerliche Verteuerung vorgenommen. Es erscheinen neue Schachteln mit Bildern geschmückt und vergoldetem Rand. In diesen Luxusschachteln sind aber anstatt 48 Zünder nur 33 bis höchstens 36 Stück. Diese Verteuerung ist gegen die Vereinbarung mit dem Zündholzkonzern.

Die neuen Zünder sind kürzer und dünner, daher weniger praktisch. Sachverständige erklären, daß diese Schachteln mit 6½ Groschen genug teuer bezahlt wären, sie kosten aber 10 Groschen.

Löhne und Gehälter werden fortwährend abgebaut, die Preise werden für gewisse Artikel nur noch erhöht.

Ist das der so oft angekündigte Preisabbau?

Achtung beim Abschluß von Lehrverträgen.

Durch eine Novelle zum Gesetz über den Arbeitsschutz der Jugendlichen hat das Wohlfahrts- und Arbeitsministerium das Recht erlangt, die Zahl der jugendlichen Arbeiter einschließlich der Lehrlinge in einem festen Verhältnis zur Zahl der Vollkräfte zu begrenzen. Entgegen weit verbreiteten irrigen Meinungen muß zunächst festgestellt werden, daß die Ausführungsverordnungen zu diesem Gesetz noch nicht erlassen sind, also bisher die alten Bestimmungen gelten, doch sind sie in der nächsten Zeit zu erwarten.

Die Regelung wird Arbeitsbetriebe aller Art betreffen, also nicht nur handwerkliche Lehrlinge, sondern auch Lehrlinge des freien Gewerbes und des Handels. Auf der anderen Seite findet sie ihre Begrenzung mit der Altersbestimmung des obengenannten Gesetzes; sie betrifft also nur jugendliche Kräfte unter 18 Jahren.

Von unterrichteter Seite erfahren wir die Grundsätze der geplanten Regelung. Voraussetzung für die Beschäftigung eines Lehrlings soll sein, daß der Lehrherr noch zum mindesten einen Gehilfen beschäftigt. In manchen besonders überfüllten Gewerbezweigen soll sogar nur auf je fünf Gehilfen ein Lehrling zugebilligt werden.

Soweit bereits Lehrlinge längere Zeit in der Lehre stehen, werden sie vermutlich nicht von diesen Bestimmungen betroffen werden, doch soll der Arbeitsinspektor das Recht erhalten, Lehrverträge, die weniger als ein Jahr bestehen, zwangsweise aufzulösen. Von den anderen Bestimmungen des bereits geltenden Gesetzes ist noch zu erwähnen, daß alle Lehrverträge ohne Arbeitsentschädigung oder gar gegen Forderung eines Lehrgeldes nichtig sind, und daß aus solchen Verträgen dem Lehrling ein klagbarer Lohn- und Entschädigungsanspruch zusteht, abgesehen von der Strafe, die das Gesetz über den Lehrmeister verhängt. Nicht betroffen wird natürlich davon, daß der Lehrmeister für freie Unterkunft und Verpflegung sich ein Kostgeld zahlen lassen kann.

Noch einmal: Die Festsetzung der zulässigen Lehrlingszahl ist noch nicht veröffentlicht, hat also noch keinerlei verpflichtende Bedeutung. Da sie aber sicher bevorsteht, bedeutet es, daß jeder Vater, jeder Lehrling, der einen Lehrvertrag abschließt, fortan damit rechnen muß, daß ihm gegebenenfalls das Lehrverhältnis zwangsweise aufgelöst wird. Es empfiehlt sich daher besonders in all den Fällen, wo von den Lehrmeistern die Vorauszahlung eines Kostgeldes verlangt wird, entweder eine besodere Bestimmung über die Rückzahlung des Kostgeldes in den Lehrvertrag aufzunehmen oder aber das Kostgeld nur monatsweise zu zahlen.

Bücherkreis setzt Verkaufspreise herab!

Unser Verlag „Der Bücherkreis“ G. m. b. H. hat die Buchhandelspreise seiner sämtlichen Werke von 4,80 Rmk. auf 4,30 Rmk. herabgesetzt. Die Leistungen unseres Bücherkreises sind in den letzten drei Jahren, was Ausstattung und Umfang seiner Bücher anbelangt, wesentlich gesteigert worden. Die Ermäßigung der Preise — die nunmehr hinzukommt — dürfte dem Bücherkreis sicherlich neue Käufer zuführen. Die Mitgliedschaft in der Buchgenossenschaft. Der Bücherkreis G. m. b. H., Berlin SW 61, Belle-Alliance-Platz 7, ist Buchinteressenten sehr zu empfehlen und sichert jedermann weitere erhebliche Vorteile. Prospekte sind durch alle Zahlstellen des Bücherkreises, sowie in den Volksbuchhandlungen oder direkt kostenlos erhältlich.

Wo die Pflicht ruft!“

Bezirksspielausschuß für Handballspiele Bielitz. Die nächste Sitzung findet am Montag, den 4. Januar 1932, pünktlich um 6 Uhr abends statt. Der Bezirksspielwart.

Altbielitz. (Voranzeige.) Am 16. Jänner 1932 veranstaltet der Arbeiter-Gesangverein „Gleichheit“ in Altbielitz im Gasthaus des Herrn Andreas Schubert einen Maskenball, wozu alle Gönner und Freunde des Vereins auf das herzlichste eingeladen werden. Die Brudervereine werden ersucht, diesen Tag freizuhalten.

A. G. V. „Eintracht“ Nikelsdorf Die nächste Gesangstunde findet am Donnerstag, den 7. Jänner l. J. statt. Alle Mitglieder werden ersucht pünktlich zu erscheinen.

Der Obmann.

Neuyork, wie man es nicht kennt!

Von E. Winter, Neuyork.

Mittag. Im Herzen des Broadway: Times Square

Seit 11 Uhr vormittags schon heulen die Orchester der Dancings die neuesten Schlager. Hier gibt es keine besondere Stunde für den Tanz und keine für das Vergnügen. Man frühstückt mit Musik, man tanz beim Frühstück, vor hastig ergatterten Tischen. Und so geht es den ganzen Tag.

Die Straßen sind voller Sonne und die weißen Fassaden der Neubauten blenden. Und doch zünden bereits die Theater, die Kinos und die Varietees ihre riesigen Lichtreklamen an. Wie ein Blitz läuft die Elektrizität durch die Glasröhrchen. Sie strahlt, ein phantastisches Feuerwerk, aus enormen Bogenlampen. Die Platzanweiser kommen bis auf die Straße, um den Vorübereilenden den besten aller Fauteuils für das beste aller Schauspiele anzubieten. Aus den chinesischen Restaurants steigt ein Geruch von ranzigem Oel und Tee in die Luft. Man ißt in den Apotheken, man ißt in den automatischen Restaurants, in den automatischen Bars, man ißt überall. Und schnell. Keine Minute zu verlieren. Die Orchestersitze im Imperial-Theater kosten zehn und fünfzehn Dollar, aber man zahlt zehnmal soviel für einen Platz im Amsterdamer Theater, wo die schönsten Frauen der Welt zu sehen sind. Und jetzt bereits ist nicht einmal mehr ein Klappsitz für das Paace und keine Treppenstufe für den Winter Garden zu haben.

An der Ecke des Broadway und der 45. Straße steht ein kleiner Stiefelputzer mit seinem schweren Kasten auf der Schulter. Er darf ihn nur auf den Boden setzen, wenn er einen Kunden hat, sonst muß er ihn die ganze Zeit auf der Schulter in der Luft balancieren: so will es das Gesetz. Ich winke ihn heran. Und während er reibt:

„Wieviel verdienst du?“

„Kommt drauf an. Manchmal fünfzig Cents (zwei Mark), manchmal viel weniger. Ich miete meinen Kasten bei einem Mann, dem ich zehn Cents (vierzig Pfennig) für die Stunde zahlen muß. Und dazu kommt noch, daß ich die Wichse und den Lack kaufen muß.“ —

„Hast du zu Mittag gegessen?“

„Nein, aber heute abend werde ich's hoffentlich können!“

Dieser kleine Kerl sieht genau so aus, wie ihn einst Jackie Coogan im „Kid“ uns zeigte. Eine Schiebermütze, die nur noch Schirm ist, eine Hose ohne Boden . . .

*

Mitternacht. Dieser grandiose und tolle Anblick des Broadway bei Nacht, dieser Vulkan von Vergnügen, wie oft hat man schon versucht, ihn uns Europäern zu beschreiben! Nur um die Ecke der 44. Straße herum, gegen den Hudson zu, fünf Block weiter, ruhen sich die großen transatlantischen Schiffe aus. Hundert Meter vom rasenden Broadway entfernt steht ein altes Haus mit vier Stockwerken. Ich klopfe an die Tür. Eine Stimme fragt von drinnen:

„Was wollen Sie?“

„Schlafen.“

„Wieviel haben Sie?“

„Fünf Cent.“

„Schön. Zeigen Sie her.“

Ein Spalt der Tür wird geöffnet. Ich zeige mein Geld. Man läßt mich eintreten. Ein widerlicher, schwerer Geruch schlägt mir entgegen, greift mir an die Kehle. Männer schlafen wie Tiere ausgestreckt auf dem Boden, hingehauen, wie abgewürgt von der Müdigkeit. Die Hälfte hat n[illegible] gegessen, um hier schlafen zu können. Das Rasseln ihres Atems übertönt ein anderes Geräusch, seltsam rhythmisch. Ich frage den Wirt dieses Asyls. Und erfahre, daß auf der anderen Seite der Ziegelmauer ein Schwimmbad-Dancing ist, das seinen Besuchern bis vier Uhr Attraktionen bietet.

*

Apropos, Neuyorker Elend: Man soll da nicht von den Bettlern sprechen! Denn die Bettelei ist tatsächlich ein blühendes Gewerbe. Ab zehn Uhr abends trifft man in allen Straßen, auch den belebtesten, Bettler aller Art, Einarmige, Blinde, Einbeinige, die gewöhnlich Bleistifte verkaufen, oder die jedenfalls so tun. Sie tragen auf der Brust eine numerierte Erkennungsmarke und sind gewöhnlich von einer völlig gesunden Person begleitet. Sie sagen kein Wort. Sie stoßen einfach mit ihrem Stock auf den Boden. Bei diesem Laut greifen alle Hände sofort in die Tasche. Wie die Taxichauffeure, wie die Jazzmusiker und die Fahrstuhlführer und alle anderen Berufe sind auch die Bettler auf das vollkommenste organisiert. Ihre Arbeit ist auf die Minute geregelt. Diese und diese Ausübung vor dem [illegible]er dem Restaurant, der und der sonst viel Meter Trottoir. Der eine „mietet“ die Pause an dem und dem Theater und ein anderer den Theaterschluß.

Und schließlich: Neuyorker Bettler haben einen Klub. Er ist in der 14. Straße im Westen, nicht weit von den Piers der Transatlantic Company. Natürlich ist er eine geheime Kneipe. Und man muß schon zur Sippe gehören, um eingelassen zu werden. Aber es ist nicht unbedingt nötig, eine Hand oder die Augen verloren zu haben. Denn zahlreiche „Einbeinige“ fürchten sich nicht vor einem kleinen Tänzchen zur Grammophonmusik und die „Blinden“ wählen, ohne zu irren, ihre Whiskymarke. Denn darüber gibt sich niemand einer Täuschung hin: daß von zehn Bettlern, deren Gebrechen man auf den Boulevards sehen kann, a[illegible] völlig gesund sind. Aber ihr Vorbeiziehen befriedigt die Liebe des Neuyorkers für das „Schauspiel“. In Neuyork gibt es die schönsten Uniformen für die Grooms und die Boten aller Art. In Neuyork gibt es auch die schönsten Bettler. All das stimmt vollkommen zusammen mit den Kirchen und der Heilsarmee und mit den elektrischen Radioreklamen. Die Menge in Neuyork ist abgebrüht. Sie erträgt den Anblick von Dingen, die bei uns Entsetzen auslösen würden. Infolgedessen machen die Bettler einen Wettlauf um ihr Mitleid. Es gibt wahre Champions unter ihnen, die bei uns keine drei Schritt machen dürften, denn man lieferte sie entweder ins Krankenhaus oder ins Gefängnis.

All das ist nicht das wahre Elend.

Denn das ist wie bei uns: Es stellt sich nicht aus.

*

Neuyork, das ist nicht nur: schwebende Gärten auf den Dächern der Wolkenkratzer, von denen im Sommer die Brise des Ozeans Jazzklänge ins Weite trägt, das ist nicht nur: Theater und Kinos mit ihrer Lichterflut oder die schlanken Motorboote am Strand des Atlantik — nein, Neuyork, das ist auch der kleine Schuhputzer, der einen um drei Uhr morgens leise um ein paar Cents bittet, damit er schlafen gehen kann, der Student, der nachts Teller wäscht, um dann in seinen Kurs zu gehen, das Girl, das vor Müdigkeit die Füße nicht mehr heben kann, und Greise, die nicht zur Zeit gestorben sind. Es gibt auf der River-Side-Drive ein wunderbares neues Haus von zweiundfünfzig Stock, das nicht einen einzigen Mieter gefunden hat. Es wurde letztes Jahr gebaut. Aber seit dem Krach in der Wallstreet gehen die Geschäfte nicht mehr so gut. Die schönsten Buildings sind nur zum Teil besetzt. Dieses ist völlig leer.

Es sind keine Scheiben mehr in den Fenstern. Ein Bretterzaun, mit Plakaten beklebt, dient als Tür. Die Fensterladen hängen schief. Es macht einen sehr traurigen Eindruck. Im Erdgeschoß dieses Hauses schlafen jede Nacht mehr als hundert verlassene Kinder. Der kleine Schuhputzer, der kleine Zeitungsverkäufer, der kleine Junge, der einem das Auto im Regen geholt hat — oder auch die, die nichts zu tun gefunden haben und die darum nicht essen konnten. Dicht aneinander gedrängt wie kleine kranke Tiere schlafen sie dort und balgen sich manchmal um ein Stück Brot. Dicht daneben regelt ein Schutzman den Verkehr. Er sieht sie wohl hineinschlüpfen. Aber er sagt nichts. Denn wenn er etwas sagte, dann müßten sie das Asyl verlassen, und man müßte ein neues für sie finden. Und daran denkt man nicht. Man hat genug Geld, um die größte Brücke der Welt zu bauen, aber keins für die „Niemandskinder“.

Ein lenkbarer Ballon

wurde auf dem Flugplatz Neu-Phaleron bei Athen vorgeführt. Der Ballon kann nur einen Passagier tragen, dem es möglich sein soll, den Ballon zu lenken.

SCHACH-ECKE

Lösung der Aufgabe Nr. 91.

B. Sommer. Matt in drei Zügen. Weiß: Kf6, Lh7, Lg5, Bh3 (4). Schwarz: Kh5, Sh8, Bg2 (3).

1. Lh7—d3 (droht Le2+) g2—g1S. 2. Ld3—e4 Zugzwang Sh8 oder Sg1 beliebig. 3. Le4—g6 oder f3 matt.

Partie Nr. 92.

Durch eine Neuerung Notebooms wird einer alten Ausgleichsvariante des Damengambits in einer Partie aus dem Turnier zu Brünn neues Leben eingehaucht.

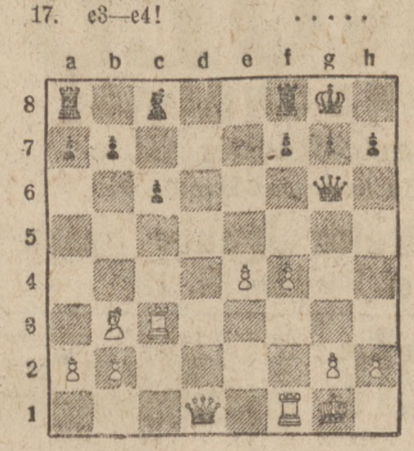
	Weiß: **Noteboom.**	Schwarz: **Igel.**
1.	d2—d4	d7—d5
2.	c2—c4	e7—e6
3.	Sb1—c3	Sg8—f6
4.	Lc1—g5	Sb8—d7
5.	e2—e3	Lf8—e7
6.	Sg1—f3	0—0
7.	Ta1—c1	c7—c6
8.	Lf1—d3	d5×c4
9.	Ld3×c4	Sf6—d5

Das gilt als Ausgleichsvariante. Das von Alechin in ähnlichen Stellungen mehrfach gewählte Sc3—e4 ist nur stark, wenn die Dame bereits auf c2 steht, denn hier könnte Schwarz nach Se4 mit Sd5—f6 Se4—g3 e6—e5 d×e S×e5 S×e5 Da5+ nebst D×e5 ausgleichen.

10.	Lg5×e7	Dd8×e7
11.	0—0	Sd5×c3
12.	Tc1×c3	e6—e5!
13.	Sf3×e5	Sd7×e5
14.	d4×e5	De7×e5
15.	f2—f4	De5—e4

Die von Weiß jetzt gewählte Spielweise stellt anscheinend eine beträchtliche Verstärkung des weißen Spiels dar.

16.	Lc4—b3	De4—g6
17.	e3—e4!	. . . . .



Ein interessantes Bauernopfer, das Schwarz annehmen mußte. Es könnte nach D×e4 f4—f5! mit gutem Angriffsspiel folgen. Da Schwarz den vormarschierenden Bauer nicht nimmt, zeigt sich bald, daß die Bauernmehrheit auf dem Damenflügel kein Aequivalent für die überlegene Stellung des Weißen auf dem Königsflügel ist.

17.	. . . . .	Lc8—g4
18.	Dd1—e1	Ta8—d8
19.	Tc3—g3	Dg6—h5
20.	De1—c3	. . . . .

Droht h3 mit Figurengewinn.

20.	. . . . .	g7—g6
21.	f4—f5	g6—g5
22.	Dc3—f6	. . . . .

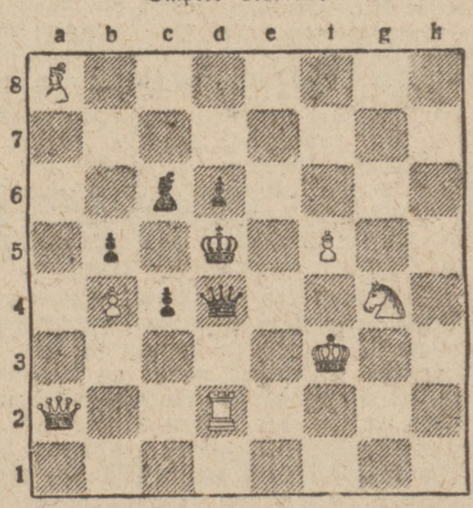
Gegen die Drohung h3 nebst T×g5 gibt es keine Verteidigung. Auf Dh4 könnte zum Beispiel L×f7+ nebst D×d8+ geschehen.

22.	. . . . .	h7—h6
23.	Tg3×g4	Dh5×g4
24.	Df6—g6+	

Schwarz gab auf, denn nach Kh8 D×h6+ Kg8 f6 ist Dg7 matt nicht mehr zu verhindern.

Aufgabe Nr. 92. A. G. Stubbs.

Empire Review.



Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Freier Schach-Bund.

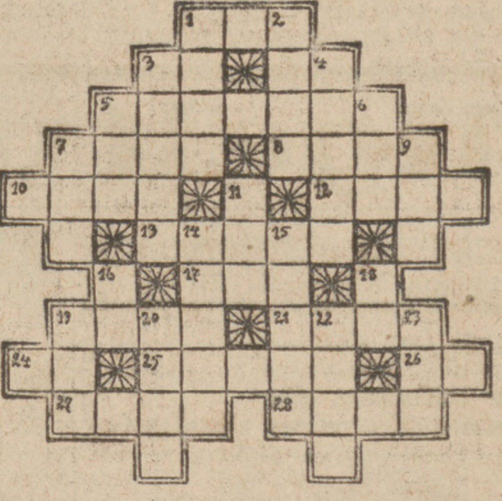
Generalversammlung. Den Ortsgruppen zur Kenntnis, daß die diesjährige Generalversammlung am 17. Januar 1932 um 9½ Uhr (Central-Hotel) Kattowitz stattfindet.

Ueber die Anzahl der Delegierten gibt der § 8 des Bundesstatuts Aufklärung. Die Tagesordnung wird in der Versammlung bekanntgegeben.

Eine Stunde vor der angesetzten Versammlung findet eine Vorstandssitzung der Bundesleitung eben daselbst statt. Um pünktliches Erscheinen wird gebeten.



Kreuzworträtsel



Senkrecht: 1. Planet, 2. Ungeziefer, 3. Stadt in Schlesien, 4. Vereinigung, 5. Raubfisch, 6. Zahlwort, 7. Monat, 9. flüssiges Fett, 11. afrikanischer Laufvogel, 14. Götterwohnung, 15. weiblicher Vorname, 16. hinweisendes Fürwort, 18. Flächenmaß, 19. Traubensaft (st = 1 Buchstabe), 20. männlicher Vorname, 22. Landschaft in Altgriechenland, 23. Beförderungsmittel.

Waagerecht: 1. Platz bei Bewegungsspielen, 3. Wort der Zustimmung, 5. Gerät für den Walfischfang, 7. Nagetier, 8. Getreidespeicher, 10 unkundiger Mensch, 12. Wärmespender, 13. Prosadichtung, 17. Unwahrheit, 19. englischer Frauenname, 21. kostbares Pelzwerk, 24. Abkürzung für ein Gewicht, 25. Beleuchtungsgegenstand, 26. ausgestorbenes Rind, 27. Stadt in Pommern (st = 1 Buchstabe), 28. glorreiche Errungenschaft.

Auflösung des Neujahrs-Kreuzworträtsels

Waagerecht: 1. Sport, 2. Rebus, 8. Spa, 9. Sem, 12. Ehe, 13. Uri, 15. Alfred, 17. Wallis, 19. Mur, 20. Ali, 21 Eta, 22. Ton, 23. Ei, 24. Au, 25. Ja, 26. vm., 29. Udo, 31. Abu, 33. Pol, 34. Tod, 35. Prosit Neujahr!, 42. Elettra, 43. Lise, 44. Schade, 45. Alle, 46. Lenz. — Senkrecht: 2. Oper, 3. Rahe, 5. Esra, 6. Beil, 7. Edamer, 10. Kasino, 11. Flut, 14. Kilo, 16. Fra Diavolo, 18. La Traviata, 27. Kuppel, 28. Gudrun, 30. Dorf, 32. Bohr, 36. Seil, 37. Ilse, 38. Tee, 39. Etsch, 40. Ural, 41. Jade.

Schriftleitung Johann Kowoll; für den gesamten Inhalt und Inserate verantwortlich Theodor Raiwa, Mała Dąbrówka. Verlag und Druck „VITA“, nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, ul. Kościuszki 29.

Gescheite Polizei u. ein mutiger Chauffeur

Seit einiger Zeit legte ein in Barcelona ansässiger Papierhändler, seiner Nationalität nach Franzose, ein auffälliges Interesse an den Tag, für mehrere Tage ein Automobil zur Verfügung zu haben. Er verhandelte mit verschiedenen berufsmäßigen Chauffeuren und auch mit einem, der im Dienste der Polizei steht. Der Chauffeur faßte Verdacht, daß mit Hilfe des Autos ein Verbrechen begangen werden sollte. Er benachrichtigte die Polizei und erhielt Auftrag, mit dem Franzosen handelseinig zu werden und ihn sorgfältig zu beobachten. Es stellte sich heraus, daß der Franzose Freund mehrerer von der Polizei gesuchter gewerbsmäßiger Verbrecher war. Auch ein bisher unbestrafter Spanier, Jesus Braganza, aus Helica, einem kleinen spanischen Städtchen, gehörte zu seinem Freundeskreis.

Der Chauffeur biederte sich an und erfuhr, daß man es auf einen Bankkassierer der großen französischen Bank,

Credit Lyonnais abgesehen habe, der jeden Sonnabend 60.000 Peseten bei sich trüge; er sollte überfallen werden. Der Chauffeur wurde beauftragt, mit seinem Wagen an einer Ecke nahe dem Tatort zu warten, um dann die Räuber mit dem erbeuteten Gelde mit Höchstgeschwindigkeit über die Grenze zu führen. Unglücklicherweise stellte sich aber vor Verübung dieses Attentats heraus, daß die Summe, die der Kassierer zu transportieren hatte, längst nicht 60 000 Peseten betrug. Als unlohnend wurde der Plan aufgegeben.

Jesus Braganza entwickelte nun ein neues Projekt. Er schlug vor, die Sparkasse seines Heimatortes, Helica, zu überfallen. Er versicherte, daß bei diesem Geschäft mindestenens 300 000 Peseten herausspringen könnten. Der Vorschlag wurde als annehmbar befunden. Braganza selbst sollte sich am Ueberfall nicht beteiligen, um nicht erkannt zu werden. Er sollte die Gefährten außerhalb der Stadt in einem Gehölz erwarten.

Dort würde man ihn ins Auto nehmen und den Anteil, der ihm gebühre, an ihn abführen.

Man einigte sich als besten Termin für den Ueberfall auf einen Sonntag. Niemand würde an diesem Tage in der Bank sein, die Einwohner des Städtchens säßen in ihren Häusern, in den Cafees oder in den Kinos. Man beschloß also, für den auserwählten Tag, um 6 Uhr aus Barcelona abzufahren, um ½10 Uhr in Helica die Tat verüben zu können. Braganza hatte einen genauen Lageplan aufgezeichnet, und der Chauffeur erhielt Anweisung, kurz vor 6 Uhr in der Nähe eines bestimmten Lokals zu halten.

Alles klappte ausgezeichnet. Der Chauffeur hielt an der bezeichneten Stelle. Man packte Lebensmittel, Masken, Waffen ins Auto und stieg dann seelenvergnügt ein. Plötzlich sahen sie das Auto von Kriminalbeamten umgeben,

die ihnen mit vorgehaltenem Revolver „Hände hoch!" befahlen ...

Nun kam es allerdings zu einem unvorhergesehenen Zwischenfall. Um die merkwürdige Szene hatten sich Leute angesammelt; sie glaubten an einen Raubüberfall der fünf Männer auf harmlose Passanten und holten die uniformierte Polizei herbei. Es entstand ein Handgemenge zwischen Polizei und Kriminalbeamten, und erst nachdem einer der Kriminalbeamten entwaffnet in Händen der Polizisten war, stellte sich der eigentliche Tatbestand heraus. Dank der Initiative des Chauffeurs, der die Wagentüren abgeriegelt hatte, konnten die wirklichen Verbrecher trotz des Zwischenfalles nicht entwischen. Der Chauffeur wird nun, als einziger einwandfreier Zeuge der Polizei die Attentäter ins Gefängnis schwören.

Scheinbar hat man in der Person des Franzosen

einen ausgezeichneten Fang getan.

Man glaubt, daß er identisch ist mit einem der unerkannt entkommenen Täter, die vor einigen Monaten die Bank von Bilbao überfielen. Wenn das wirklich der Fall sein sollte, hat die Polizei mit einer Klappe zwei Fliegen geschlagen. Nämlich ein Verbrechen verhütet und ein anderes, schweres, aufgeklärt.

Abenteuer in Metropolis

Von Beri Brennecke.

Zu einer Tageszeit, als die Subwaystationen immer neue Menschenmassen ausschlucken und die Metropolis aufkocht wie ein von unsichtbaren Giganten geheizter Höllenkessel, geschieht es, daß in der 36. Etage eines Wolkenkratzers in der 123. Evenue ein Fenster aufgerissen wird.

Ein junges, bildhübsches Mädchen erscheint im Fensterrahmen.

In die tosende Brandung unaufhaltsam vorüberflutender Menschen fällt gellender Hilferuf.

Jäh abbrechend, denn neben dem Mädchen steht plötzlich ein riesiger, mit äußerster Eleganz gekleideter Mann mit einer schwarzen Maske.

Ein Kampf entspinnt sich.

Das Mädchen wird vom Fenster zurückgerissen.

Unten stauen sich die Menschen.

Signalpfiffe der Schutzleute verhallen ungehört.

Man starrt. Gestikuliert.

Frauen fallen in Ohnmacht.

Da plötzlich ...! Der Elegante erscheint wieder. Schwingt sich auf das Fenstersims. Wägt die Entfernung bis zum nächsten Vorbau. Springt. Springt gut. Ein zweiter Mann wird sichtbar. Auch er wägt die Enternung. Springt. Springt gut.

Der Elegante mit der Maske, jetzt kletternd an der äußersten Ecke des Vorbaues, sieht den Verfolger. In seiner Hand blitzt ein Browning auf. Er zielt kurz und schießt. Aber schon hat ihn der Zweite erreicht. Auf dem schmalen Vorbau entwickelt sich ein wilder, verzweifelter Kampf, Mann gegen Mann.

Sekunden vergehen.

Alles starrt in äußerster Spannung.

Was ist das?

Zum größten Erstaunen der auf dem Brodway harrenden Menge lassen die beiden Männer voneinander ab und reichen sich die Hände.

Zur gleichen Zeit entrollt sich von oben ein riesiges Plakat mit der Inschrift:

in der „Harald Tribune"!
So beginnt der neue Roman.

Rundfunk

Kattowitz — Welle 408,7

Sonntag. 10,15: Gottesdienst. 12,15: Symphoniekonzert. 14,20: Orchesterkonzert. 16,20: Schallplatten. 17,45: Nachmittagskonzert. 20,15: Volkstümliches Konzert. 21,55: Klavierkonzert. 23: Tanzmusik.

Montag. 12,10: Mittagskonzert. 15,05: Schallplatten. 16,30: Französisch. 17,35: Tanzmusik. 20,15: Eine Operette. 22,55: Leichtes Konzert und Tanzmusik.

Warschau — Welle 1411,8

Sonntag. 10,15: Gottesdienst. 12,15: Symphoniekonzert. 14: Vorträge. 15,55: Kinderstunde. 16,20: Schallplatten. 16,40: Vorträge. 17,45: Nachmittagskonzert. 19: Vorträge. 20,15: Volkstümliches Konzert. 21,30: Vortrag. 21,55: Klavierkonzert. 23: Tanzmusik.

Montag. 12,10: Mittagskonzert. 15,15: Vorträge. 15,50: Schallplatten. 16,20: Vorträge. 17,35: Leichtes Konzert. 18,50: Vorträge. 20,15: Eine Operette. 22,40: Tanzmusik.

Gleiwitz Welle 252. Breslau Welle 325.

Gleichbleibendes Wochenprogramm.

6,30: Funkgymnastik 6,45—8,30: Schallplattenkonzert. 11,15: Zeit, Wetter, Wasserstand, Presse 11,35: Erstes Schallplattenkonzert. 12,35: Wetter 12,55: Zeitzeichen 13,10: Zweites Schallplattenkonzert. 13,35: Zeit, Wetter, Börse, Presse 13,50: Fortsetzung des zweiten Schallplattenkonzerts 14,45: Werbedienst mit Schallplatten. 15,10: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht, Börse, Presse.

Sonntag, 3. Januar. 7: Aus Bremen: Hafenkonzert. 8,30: Morgenkonzert auf Schallplatten. 9,30: Schachfunk. 9,50: Glockengeläut. 10: Kath. Morgenfeier. 11: Aus meinem Skizzenbuch. 11,30: Matinee. 13,30: Wurlitzer Orgel. 14: Mittagsberichte. 14,10: Zehn Minuten für den Kleingärtner. 14,20: Zehn Minuten Philatelie. 14,30: Was der Landwirt wissen muß! 14,45: Fünfzehn Min. Moderfragen. 15: Was geht in der Oper vor? 15,20: Aus neuen Auswandererbriefen. 15.40: Im Zimmer Tassos. 16: Unterhaltungskonzert. 18,15: Jugend und Kunst. 18,45: Wetter; anschl.: Kleine Klaviermusik. 18,45: Wetter; anschl.: Sportresultate vom Sonntag. 19,40: Für die schlesische Winterhilfe. 20: Zigeunermusik. 20,30: Aus Wien: Wiener Weisen. 12,15: Zeit, Wetter, Presse, Sport, Programmänderungen. 22,45: Aus Berlin: Tanzmusik. 0,30: Funkstille.

Montag, 4. Januar. 15,25: Kinderstunde. 15,50: Das Buch des Tages. 16,05: Unterhaltungsmusik. 17: Landw. Preisbericht; anschl.: Kulturfragen der Gegenwart. 17,20: Das deutsche Gedicht von London. 17,40: Goethe in der Dichtung. 18,10: Französisch. 18,25: Englisch. 18,40: Goethe und das Problem der Gemeindschaft. 19.10: Wetter; anschl.: Abendmusik. 19,55: Wetter. 20: Frau Aja und ihr Sohn. (Hörspiel). 21: Abendberichte. 21.10: Sonate. 21,35: Dichter als Weltreisende. 22,10: Zeit, Wetter, Presse, Sport, Programmänderungen. 22,35: Aufführungen des Breslauer Schauspiels. 22,50: Funktechnischer Briefkasten. 23,10: Funkstille.

Versammlungskalender

Bergbauindustriearbeiterversammlungen
am Sonntag, den 3. Januar 1932.

Krol.-Huta. Vorm. 9½ Uhr im Volkshaus. Ref. zur Stelle.
Neudorf. Vorm. 9½ Uhr, bei Goretzki. Referent zur Stelle.

Am Mittwoch, den 6 Januar 1932.

Zawodzie. Vorm. 8½ Uhr Vorstandssitzung, anschließend um 10 Uhr Mitgliederversammlung bei Posch. Referent zur Stelle.

Giszowiec. Vorm. 10 Uhr, im bekannten Lokale. Referent zur Stelle.

Nikiszowiec-Janow. Nachm. 3 Uhr, bei Kotyrba. Referent zur Stelle.

Lipine. Vorm. 9½ Uhr, bei Machon. Referent zur Stelle.

Wochenplan der D. S. J. P. Katowice.

Sonntag: Heimabend.

Freie Sportvereine.

Siemianowitz. Am Sonntag, den 3. Januar 1932, nachmittags um 4 Uhr, findet im Restaurant Uher (kleiner Saal) die statutarische Generalversammlung des Freien Sportvereins statt. Anschließend gemütliches Beisammensein.

Freie Radfahrer Königshütte!

Die Mitgliederversammlung findet am Sonntag, den 3. Januar, vormittags 10 Uhr im Vereinslokal Volkshaus, statt. Die Generalversammlung findet erst im Februar statt.

Touristenverein „Die Naturfreunde".
Königshütte.

Mittwoch, den 6. Januar 1932 (Dreikönigsfest), findet die fällige Generalversammlung statt. Beginn 3 Uhr nachmittags. Der Wichtigkeit wegen ist das Erscheinen jedes einzelnen Pflicht.

Kattowitz. (Freidenker.) Am Sonntag, den 3. Januar, nachmittags 3 Uhr, findet im Zentralhotel, Zimmer 15, die fällige Mitgliederversammlung statt. Gäste willkommen.

Zweckverband der deutschen Reichsangehörigen in Polnisch-Oberschlesien, Sitz Beuthen OS. Am Mittwoch, den 6. Januar 1932, nachm. 2 Uhr, findet in Beuthen OS. im Schützenhaussaal die fällige Versammlung statt. Vorher Neuaufnahmen und Beitragszahlung. Alle Optanten und Reichsdeutsche werden gebeten, zu dieser zu erscheinen. Vertreter von Behörden werden anwesend sein.





